

# s a p e r e a u d e

Afranischer Bote

Zeitschrift des Vereins der Altafraner e. V.

Nr. 4/2009



## Inhalt:

Vorab \_\_\_\_\_ S. 3

### *Vereinsleben*

Vorstand \_\_\_\_\_ S. 6

Akademisches Wochenende: Und, was machst du so? \_\_\_\_\_ S. 11

Stipendiatenbericht \_\_\_\_\_ S. 14

### *Afra*

Schulsprecherportraits \_\_\_\_\_ S. 15

Traditionslexikon \_\_\_\_\_ S. 18

Die etwas andere Innensicht: Orientierungspraktikum in St. Afra \_\_\_\_\_ S. 22

### *Altafraner*

Auslandssemester in Moskau \_\_\_\_\_ S. 26

Zweitstudium \_\_\_\_\_ S. 29

Vom Pharmazeuten zum Apotheker \_\_\_\_\_ S. 32

## documenta frana

Schulordnungen \_\_\_\_\_ S. 36

BeLL: Erziehung zum Bürger? \_\_\_\_\_ S. 41

EXKURS: Farbfotos \_\_\_\_\_ S. I-VIII

Erinnerungen an die Klavierlehrerin Grete MacGregor \_\_\_\_\_ S. 51

Klassentreffen der A 42 in Schulpforta \_\_\_\_\_ S. 56

### *Freiheit*

Politik der Versöhnung \_\_\_\_\_ S. 60

Aufnahmeantrag \_\_\_\_\_ S. 81

Impressum \_\_\_\_\_ S. 83



## Vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

bereits die letzten drei Ausgaben belegen den ständigen Wandel St. Afras, als jüngstes Ereignis sei beispielsweise der Wechsel der Schulleitung genannt. Die *sapere aude* als afranischer Bote ist ein Spiegel dieses Wandels und berichtet von den Wagnissen der Afraner und Altafraner. Nicht zuletzt ist die Vereinszeitschrift selbst im Wandel, zum einen mögen die römisch nummerierten Farbseiten in der Heftmitte auffallen, zum anderen die Unterteilung in fünf Ressorts, die sich im Zuge der wachsenden Redaktion anbot:

Zuerst wenden wir uns wie gewohnt dem *Vereinsleben* zu, welches in diesem Jahr durch einen Beitrag über das akademische Wochenende in Erfurt und einen Stipendiatenbericht ergänzt wird. Da der Verein eine Brücke zwischen *Afra* und *Altafranern* schlagen soll, dürfen diese beiden Ressorts natürlich nicht fehlen. In ersterem stellen sich die neuen Schulsprecher vor, die uns hoffentlich auch zukünftig über die neuesten Entwicklungen „auf dem Berg“ auf dem Laufenden halten. Der folgende Beitrag soll ebenfalls dauerhaft etabliert werden: das Traditionslexikon. In dieser Ausgabe stellt Clemens Poser (A 2001-2007), der das Ressort *Afra* betreut, jene Traditionen vor, die an Gegenstände gebunden sind, welche regelmäßig ihren Besitzer wechseln, seien es Schlüssel, Handschuhe, Meißner Fummel oder Zuckertüten. Der Artikel von Dorotheé Neumann (A 2001-2007) über ihr Orientierungspraktikum in Sankt Afra leitet bereits in das Ressort *Altafraner* über. Dieses wird von Christoph Rother (A 2002-2005) betreut und widmet sich der jungen Generation der *Altafraner*. Dass diese momentan mit ihrem Studium beschäftigt sind, zeigt die bunte Mischung an Beiträgen zum Thema Auslandssemester, Zweitstudium und ein Überblick über jene Fächer, die es auf dem Weg zum approbierten Apotheker zu meistern gilt. Es schließt sich das bereits bekannte Ressort *documenta afrana* an, welches neben historischen Schulordnungen und einer Zusammenfassung der BeLL von Sabine Mischner (A 2002-2008), welche dieses Ressort betreut, die Beiträge der *Altafra-*



ner der älteren Generation beinhaltet. Sie helfen uns den Wandel der Fürstenschule nachzuvollziehen. In dieser Ausgabe gedenken wir der Klavierlehrerin Grete Mac Gregor und gehen mit Herrn Prof. Lutz (A 42) außerdem auf die Reise nach Schulpforta, wo das diesjährige Treffen der Klassengemeinschaft A 42 stattfand. Zu guter Letzt wird im Ressort *Freiheit* Platz eingeräumt für Artikel zur Bildungspolitik, zum allgemeinen Zeitgeschehen sowie zum Leben und Denken der Altafraner in der Welt. Diesen Platz füllt in dieser Ausgabe Friedemann Hüfken (A 2002-2005), der mit seinem Artikel über Deutsche und Polen wohl gleich alle oben genannten Bereiche abdeckt oder zumindest streift.

Wir hoffen, durch die Unterteilung in Ressorts einerseits allen Aufgaben gerecht zu werden, denen sich die *sapere aude* verschrieben hat und all diese Aufgaben gleichzeitig prominenter zu adressieren.

Wie bereits der obige Inhaltsüberblick zeigen dürfte, sind es keinesfalls die vier Redaktionsmitglieder, die den Inhalt der Vereinszeitschrift bestreiten. Ihre Aufgabe ist es viel mehr, Ideen zu sammeln und Beiträge zu koordinieren. Die Inhalte selbst stammen von Afranern sowie jüngeren und älteren Altafranern. Nur durch ihre Mithilfe kann die *sapere aude* eine Zeitschrift des Altafranervereins in all seinen Facetten sein. Deshalb möchten wir an dieser Stelle allen danken, die uns bei der Arbeit unterstützt haben, sei es durch Artikel, durch Fotos oder durch Informationen wie Jahreszahlen, Namen und Kontaktdaten.

Wir hoffen auch in Zukunft auf Ihre Beteiligung und die von vielen anderen. Beteiligung hat dabei genauso viele Nuancen wie die Erstellung der Zeitschrift selbst: Fertige Artikel oder Ideen und Hinweise, Kritik und Verbesserungsvorschläge. Die Kontaktdaten der Chefredaktion finden sich im Impressum.

Natürlich haben wir auch selbst noch viele Ideen, die in diesem Jahr mitunter Krankheiten oder auch dem selbst bei Altafranern nicht nachlassenden Hang alles last minute anzugehen, zum Opfer gefallen sind. Aber so besteht die Hoffnung, dass wir beim nächsten Mal eine noch vielfältigere *sapere aude* schaffen können.

Nun erst einmal viele interessante Einblicke bei der Lektüre der *sapere aude* 2009.

Marie Bauer (A 2002-2005) im Namen der Redaktion



Bevor wir mit einem kurzen Einblick in die Lebenswege der Redakteure nach ihrem Abitur beginnen, sei die neue Notation der Jahreszahlen hinter den Autorennamen erklärt: Bisher wurde dort das Eintrittsdatum vermerkt. Allerdings wurden in den Jahren 2001-2003 sowohl Siebt- als auch Zehntklässler aufgenommen. Um diese Jahrgänge auseinander halten zu können, wird nun zusätzlich das Abiturjahr angegeben.

Marie Bauer (2002-2005) studiert in Bayreuth „Philosophy & Economics“. Zuvor war sie als teaching assistant an einer internationalen Schule in Thailand tätig. Ihr Auslandssemester absolvierte sie 2008 in Mexiko. Im Rahmen eines Praktikums kehrte sie 2009 für drei Monate in sächsische Gefilde zurück und besuchte erstmalig ein Altafranertreffen. Aufgrund ihrer Erfahrungen als Chefredakteurin der Schüler- und Abizeitung übernahm sie 2009 die Chefredaktion der *sapere aude*.

Sabine Mischner (2002-2008) begann direkt im Anschluss an ihr Abitur das Studium der „Neueren und Neuesten Geschichte“ und der Volkswirtschaftslehre in Freiburg i. Br. Mit afranischer Schulgeschichte beschäftigte sie sich im Rahmen ihrer BeLL und einem Geschichtswettbewerb. Aus diesem Grund mit afranischem Archivmaterial vertraut, übernahm sie 2009 spontan das Ressort *documenta afrana*.

Clemens Poser (2001-2007) studiert Internationales Management in Magdeburg, wird sich aber nach seinem Abschluss im kommenden Sommer anderen Disziplinen widmen. Nach seinem Weggang aus Afra ist er der Schule stets treu geblieben, durch anhaltende Kontakte zu Schülern und Lehrern, dem Besuch der Altafranertreffen, und seit 2009 als Redakteur der *sapere aude*. Seine Zeit als Chefredakteur der Schülerzeitung kommt ihm dabei natürlich zugute.

Christoph Rother (2002-2005) studiert evangelische Theologie in Neuendettelsau, Tübingen und Leipzig. In der *sapere aude* Redaktion ist er seit 2007 und seit dieser Ausgabe für das Ressort *Altafraner* zuständig.



## VEREINSLEBEN

### Die Quadratur des Arbeitskreises

#### Höhepunkte und Alltag in zwei Jahren Vorstandsarbeit

Das Los der Fleißigen ist es mitunter, dass ihr Tun im Verborgenen bleibt. Diese Erkenntnis muss gar nicht frustrierend sein, denn meist zählt ja doch das Ergebnis mehr als der Weg dorthin, und oftmals gibt es viele kleine Details, die vor dem Hintergrund des Ganzen ganz unwichtig erscheinen. Bei der Vorstandsarbeit des Vereins der Altafraner e. V. verhält es sich nicht anders, denn sehr wohl gibt es ein zumindest diffuses Interesse seitens der Afraner und Altafraner an dem, was die Ehemaligenvertreter das Jahr über tun, und gleichzeitig ein Interesse dieser, dass jene es erfahren. Dabei fallen jedoch viele Details unter den Tisch. Um den womöglich unverschuldet Ahnungslosen und den vorsätzlich Wissbegierigen einen profunden Einblick zu gewähren, möchten wir die Gelegenheit, dass der geneigte Leser soeben dieses Heft aufgeschlagen hat, beim Schopfe packen und an dieser Stelle ein wenig ausführlicher von der Arbeit des Vorstandes berichten. Wer sich jedoch mehr für das Ergebnis interessiert, wie z. B. dieses Heft, der möge jetzt weiterblättern und für immer schweigen, wenn die Frage aufkommt, was der Altafranerverein denn alles tue, oder sich daran erinnern, dass es hier nachgelesen werden kann.

Diese Frage, was wir tun, ist berechtigt, und wir freuen uns, wenn sie gestellt wird, denn sie zeigt, dass sich Menschen dafür interessieren, *was* der Verein der Altafraner tut, aber auch, dass sie offenbar erwarten, *dass* er etwas tut. Dass dann allerdings oft fast alles, was wir bereitwillig zur Antwort geben, dem Gegenüber völlig neu ist, ist dann schon etwas schade. Aber auch daran arbeiten wir! Für eine eigentliche Bilanz ist es freilich zu früh, denn in der bis März 2010 laufenden Amtszeit liegen wichtige Aufgaben wie die Vergabe des Sozialpreises,



das Altafranertreffen und – bei Redaktionsschluss – das Zustandekommen dieser Zeitschrift schließlich noch vor uns.

Zunächst einmal besteht der Vorstand aus den beiden Vorsitzenden und zwei erweiterten Vorstandsmitgliedern sowie der Schriftführerin und dem Kassenswart, der sich um die z. T. aufwändigen Finanz- und Verwaltungsangelegenheiten kümmert. Die vier erstgenannten beraten via Internettelefonie in regelmäßigen Konferenzen die Angelegenheiten des Vereins, treffen Entscheidungen, beraten Ausgaben, verteilen Aufgaben, und, ja, manchmal vertagen sie auch. Für wichtige Arbeitsfelder gibt es Ausschüsse, nämlich für Mentoring, Sozialpreis und neuerdings für Stipendien, denen jeweils ein Vorstandsmitglied vorsitzt. Die Vereinszeitschrift *sapere aude* liegt in den Händen eines Redaktionsteams. Schließlich gibt es noch einen Mitarbeiter, der Aktualisierungen und Informationen des Vorstandes in die Vereinshomepage einarbeitet.

Die Vorstandsarbeit besteht nicht nur aus Verpflichtungen, sondern bietet auch ganz viele Möglichkeiten. Als Vorstand kann man neue Dinge ausprobieren, Projekte ins Leben rufen und an ihnen wachsen. Grundlegend für unsere Amtszeit war und ist die Zielsetzung, den Verein für die eigenen Mitglieder attraktiver zu machen. Unsere Vorgänger im Vereinsvorstand hatten erfolgreich mehrere Projekte etabliert, die Afra und den Afranern zugute kommen, z. B. den Sozialpreis und das Mentoring, und diese Projekte sind nicht nur als gemeinnützig anerkannt, sie sind auch wirklich sinnvoll und es lohnt sich, sich dafür zu engagieren. Aber abgesehen von der Vereinszeitung gab es wenig, was der Verein explizit für die Altafraner angeboten hätte. Das wollten wir ändern. Das größte Projekt unserer Amtszeit in dieser Richtung und gleichzeitig auch das, bei dem wir wohl am meisten gelernt haben, war das Akademische Wochenende. Als erstes lernten wir, dass gute Ideen erst durch sorgfältige und kluge Planung auch zu guten Projekten werden. Nach zwei erfolglosen Anläufen, die an zu geringer Teilnehmerzahl scheiterten, intensivierten wir die Vorbereitungen und legten für den dritten Versuch ein besser strukturiertes Konzept vor: mit zentralerem Veranstaltungsort, neuer Zeiteinteilung, besserer Werbung und bei Anmeldestart bereits drei verpflichteten Referenten.

Dabei half uns, dass die Idee eines altafranischen Wochenendes mit interdis-



ziplinären Fachdiskursen anscheinend wirklich gut angekommen war und wir immer wieder nach dem Stand der Dinge gefragt wurden. Als wir beim Altafrantreffen 2009 erneut zum Akademischen Wochenende einluden, hatten wir auf Anhieb das nötige Quorum an Teilnehmern erreicht – ein ermutigender Erfolg. Was aus dem Wochenende geworden ist, berichtet Katharina Glomb in dieser Ausgabe von *sapere aude*.

Zahlreiche neue Ideen mussten beim Sozialpreis umgesetzt werden. Der Preis, mit dem wir soziales Engagement der Schülerinnen und Schüler in Sankt Afra anerkennen und unterstützen wollen, wird seit 2006 vergeben. Die ursprünglichen Vergaberegeln stellten sich jedoch als zu unflexibel heraus, sodass sich kaum jemand für den Preis bewerben bzw. vorgeschlagen werden konnte. Doch auch nachdem der zuständige Ausschuss die neue Vergabeordnung, die nun auch die Auszeichnung einzelner Schüler erlaubt, ausgearbeitet hatte, bereitete die Sozialpreisvergabe 2008 noch schlaflose Nächte. Zunächst schien es, dass nicht genügend Bewerbungen eingehen würden, und schließlich drohte bei der Entscheidung über den Preisträger ein Abstimmungsstau. Die Entscheidung fiel in langen nächtlichen Telefonkonferenzen quasi in letzter Minute, wenige Stunden, bevor sich ein Vorstandsmitglied mit druckfrischer Laudatio auf den Weg zum Flughafen machte.

Weniger abenteuerlich verläuft das Mentoring. Zwar ist es noch davon entfernt, ein Massenschlager zu werden, dennoch konnten bereits etliche Kontakte erfolgreich vermittelt werden. Afraner, die einen Ansprechpartner für akademische Projekte, Berufs- und Studienwahl etc. suchen, können sich in einem einfachen Onlineformular an den Verein wenden. Die technische Umsetzung des Mentorings musste einige Hürden nehmen und erfuhr mehrere Planänderungen. Das Resultat jedoch kann sich sehen lassen.

Ein neues Projekt sind die Stipendien, die wir an Schülerinnen und Schüler mit besonderen Leistungen und besonderen Vorhaben vergeben. Über das erste Stipendium berichtet Christine Seifert in dieser Zeitschrift, und hoffentlich folgen bald weitere! Konkrete Vergaberichtlinien und die Einrichtung eines Ausschusses wurden in diesem Jahr beschlossen.

Nicht immer besteht die Arbeit des Vorstandes aus großen Entwürfen, neuen



Ideen und vorzeigbaren Ergebnissen. Vieles gehört zur ganz normalen Vereinsroutine. Die Mitgliederdaten müssen aktualisiert, Briefe und Anfragen beantwortet, die Finanzen verwaltet, die Homepage aktualisiert und die Mitglieder per Newsletter auf dem Laufenden gehalten werden. Manchmal kommt man auch nicht umhin, einen halben Nachmittag lang über das neue Briefpapier zu diskutieren. Doch auch wenn alle diese kleinen Arbeiten Zeit kosten, hat es sich bewährt, alle großen und die meisten kleinen Entscheidungen gemeinsam im Vorstand zu treffen. Lediglich Kleinigkeiten entscheidet jeder in seinem Aufgabebereich allein. Das hat den Vorteil, dass alle über alles informiert sind und das Team an einem Strang zieht. Der Arbeitsaufwand ist übrigens ganz unterschiedlich und hängt auch von der Jahreszeit ab: Neben Stoßzeiten im Herbst und Frühjahr sowie über den Jahreswechsel gibt es auch ruhigere Phasen in den Sommermonaten. Insgesamt kann man schon eine ganze Menge Zeit in die Vorstandsarbeit investieren. Zweifelsohne ist sie dort gut angelegt.

Die Dinge, die wir uns vorgenommen und umgesetzt haben, würden nicht so gut funktionieren, wenn sich nicht viele unserer Mitglieder in den Ausschüssen und Arbeitsgruppen engagierten. Das trifft vor allem auch auf Großprojekte wie das jährliche Altafranertreffen im Frühjahr zu, bei dem viele Altafraner mitgeholfen haben. Die wichtigste Aufgabe des Vorstandes ist es dann, den Überblick zu behalten, und mitunter, auf das Einhalten von Terminen zu drängen. Denn die Koordination fast aller Angelegenheiten übers Internet an vielen verschiedenen Orten gleichzeitig benötigt Zeit, die mitunter die Geduld beansprucht. Doch auch wenn sich die berühmten Vereinsmühlen nicht immer überschlagen, können wir in der Regel ganz beruhigt sein, da wir annehmen dürfen, dass Afraner und Altafraner grundsätzlich das meiste auf den letzten Drücker erledigen, dafür aber richtig gut.

Beim Altafranertreffen sind wir übrigens ganz froh, das Rad nicht jedes Jahr neu erfinden zu müssen. Hier haben schon unsere Vorgänger mit Vereinsvollversammlung, Studienbörse, Fußballturnier und Konzert einen hervorragenden und funktionierenden Rahmen gefunden. Dennoch arbeiten wir natürlich immer auch an neuen Ideen und sind froh, wenn wir solche von unseren Mitgliedern und Freunden und Förderern bekommen.



Ein großes Maß an Innovation haben wir bei der vorliegenden Ausgabe von *sapere aude* gewagt, die einen schwierigen Spagat versucht. Sie ist jünger, vielfältiger, bunter geworden, ist näher am Leben der Altafraner der jungen Generation und damit noch ein kleines bisschen mehr tatsächlich unsere eigene Zeitung. Dabei versucht sie gleichzeitig das Erbe einer großen humanistischen Bildungstradition zu bewahren, die wir ehemaligen Fürstenschülern mit auf den Weg gebracht haben. Das vorliegende Exemplar ist das Ergebnis der engagierten Arbeit unseres neuen Redaktionsteams, dem wir an dieser Stelle ganz herzlich danken möchten.

Eine hoch spannende und erkenntnisreiche Lektüre wünschen  
Philipp Augustin (A 2002-2005) und Friedemann Hufken (A 2002-2005)

### Immer gut informiert

Der Google-Suchbegriff „Altafraner“ führt direkt zu unserer Homepage, auf der ständig aktuelle Informationen und Neuigkeiten sowie Einzelheiten zu allen unseren Projekten bereitstehen.

Kontaktdaten finden sich auch im Impressum am Ende dieses Heftes.



## Und, was machst du so?

Katharina Glomb (A 2002-2005)

Nachdem der erste Abiturjahrgang des „neuen“ Afras nun schon fünf Jahre in Freiheit verbracht hat, haben einige unter uns Alten festgestellt, dass Afra uns festhält wie ein hartnäckiger Kaugummi an der Schuhsohle der Selbsterkenntnis. Abgesehen von alten Freundschaften, ist es vor allem die Art zu lernen, an der sich neue Erfahrungen immer wieder messen lassen müssen. So hält die Uni für die meisten zwar ein willkommenes Gefühl der Selbstbestimmtheit bereit, doch auch jede Menge Enttäuschungen, wenn es um Diskussionskultur und Eigeninitiative geht.

Aus diesem Gefühl heraus entstand die Idee, ein Treffen abzuhalten, das Altafranern fernab des Schulgebäudes die Gelegenheit gibt, sich mit anregenden Gesprächspartnern auszutauschen und in Diskussionen zusammen Ideen zu entwickeln. Der Verein der Altafraner ist schließlich schon von der Grundidee her dazu gedacht, einmal ein richtiges Alumni-Netzwerk hervor zu bringen, das einen reichen Erfahrungsschatz ehemaliger SchülerInnen beherbergt und eine Anlaufstellen für gemeinsame Projekte bildet. Jetzt, wo die ersten Afraner ihr Studium abgeschlossen haben und andere schon weit genug fortgeschritten sind, um einen strukturierten Einblick in ihren Fachbereich zu geben, schien die Zeit günstig, damit anzufangen.

Das erste Akademische Wochenende des Vereins der Altafraner fand vom 2. bis zum 4. Oktober statt. Als Treffpunkt war Erfurt auserwählt worden, weil es ungefähr in der Mitte Deutschlands liegt und daher für alle 15 geplanten Teilnehmer gleichermaßen günstig zu erreichen sein sollte. Philipp Augustin und Friedemann Hufken machten sich daran, die Sache unter Dach und Fach zu bringen und konnten bald 13 Anmeldungen verbuchen, für die sie eine Unterkunft im CVJM<sup>1</sup>-Gästehaus besorgten. Das Programm: Sechs „Arbeitseinheiten“, d.h. Vorträge plus Diskussionen von je 90 Minuten, sollten es sein – leider fiel jedoch einer davon weg, weil Stefan Sommerweiß kurzfristig absagen musste. Schon am Anreisetag, noch nach dem Essen, wurde von Katharina Glomb der Auftakt zum

---

<sup>1</sup> Christlicher Verein Junger Menschen.



Thema Evolutionsbiologie gegeben. Puh, das Pensum erinnerte an gute alte Zeiten; diese Arbeitsintensität konnte jedoch durch einen Besuch in einer der vielen gemütlichen Altstadt-Kneipen erfolgreich aufgelockert werden.

Ausschlafen war am nächsten Tag nicht angesagt, sondern schon um 9 ging es los mit den nächsten Vorträgen über Religion als natürliches Phänomen (Christoph Rother) und Antikes Erbe in der Literatur des Mittelalters (Krystina Weiß). Es wurde munter diskutiert über den Dreiklang aus Wissenschaft, Religion und Moral und Erinnerungen an Aeneas und Dido wurden in Kommentare zum Thema umgesetzt. Nach dem selbst gekochten Mittagessen folgte gleich „was mit Medien“: Laura Kaufmann brachte uns die erste Medientheorie, entworfen von Marshall McLuhan, näher – auch hier gab es reichlich Gelegenheit, seine Meinung loszuwerden und Impulse und Ideen der anderen Teilnehmer aufzunehmen.

Nach diesem angenehmen Maß von drei Vorträgen zogen wir los, um Erfurt zu erkunden. Wir erfuhren nicht nur, dass es hier den ersten öffentlichen Fledermausdetektor gibt, sondern waren auch etwas überfordert davon, dass Dom und Kirche auf dem Berg direkt nebeneinander stehen und ein wahrhaft herrschaftliches Bild abgeben. Bei schönstem Wetter schlenderten wir über Krämerbrücke und Jahrmarkt und genossen auf dem Petersberg den Ausblick. Am Ende des Rundgangs wussten wir, was wir bereits geahnt hatten: Erfurt ist wirklich eine der schönsten Städte Deutschlands. Abends besetzten wir einen ziemlich großen Tisch in einer weiteren Altstadt-Bar und tauschten uns über unser postafrikanisches Leben aus.

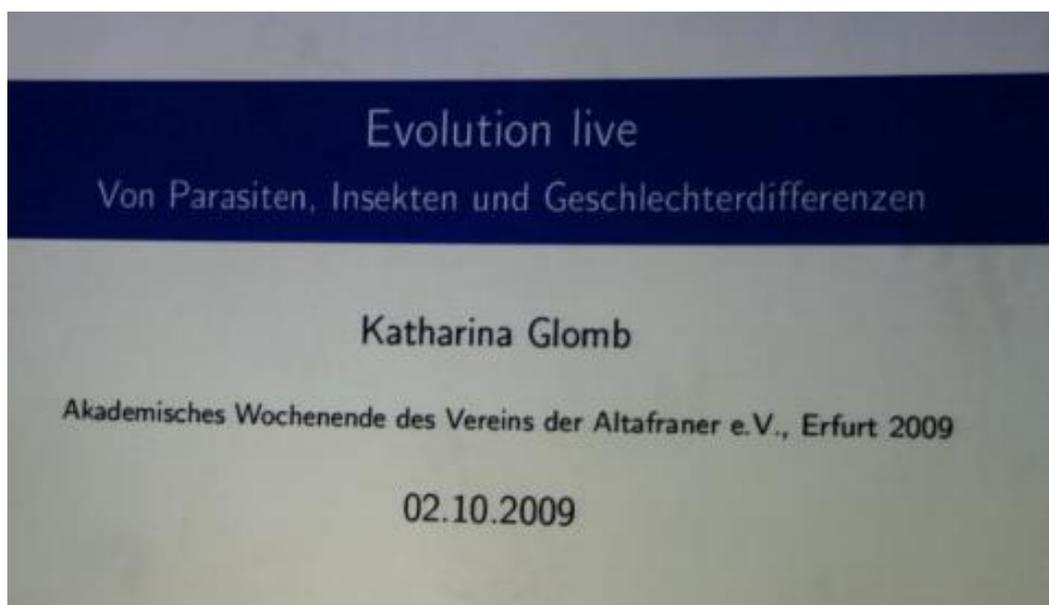
Auch Sonntagmorgen gab es keine Gnade und (fast) pünktlich erklärte uns Thomas Kirchner, wie man mit kostenlosen Produkten trotzdem (jede Menge) Geld verdienen kann.

Die Fülle der Themen war eine angenehme Abwechslung zum täglichen Uni-Einerlei, in dem man doch eher selten die Gelegenheit bekommt, Lateinkenntnisse aufzufrischen oder auf vernünftige Weise über Gott und die Welt zu diskutieren. Wie man es aus Afrika nicht anders kennt, offenbarten sich interessante Querverbindungen zwischen Themen, die auf den ersten Blick nicht viel miteinander zu tun zu haben scheinen. So kann man sehr ausdauernd darüber disku-



tieren, ob Religion ein Selektionsvorteil ist oder inwiefern die Erfindung des Buchdrucks die Gesellschaft medial verändert hat und wie all das ins Web 2.0 münden konnte. Eine Bereicherung war also ohne Zweifel die Mischung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften und die Feststellung, dass man lieber voneinander lernen als sich bekriegen sollte.

Eine Fortsetzung ist fest eingeplant – Anregungen, Vorschläge und Anmeldungen sind willkommen! Das Treffen sollte immer wieder in einer anderen, gut zu erreichenden Stadt abgehalten werden, eine Ausweitung ist denkbar, aber noch nicht sicher. Es kommt auf euer Interesse an! Natürlich könnt ihr auch gemeinsam Vorträge halten oder die Organisation übernehmen. Der Verein freut sich auf euch!



Farbfotos vom Altafranertreffen befinden sich auf Seite I.



## Stipendiatenbericht

Christine Seifert (A 2002-2008)

Im Frühjahr 2008 erhielt ich eine Einladung, an der Global Young Leader's Conference (GYLC) teilzunehmen, einer 12-tägigen Konferenz in Washington, D.C. und New York, die es sich zum Ziel setzt, junge Menschen aus der ganzen Welt zusammenzubringen und ihnen einen Einblick in internationale Beziehungen und "leadership" zu vermitteln. Da Model United Nations mein Interesse für internationale Politik geweckt hatte und ich es schon immer genossen habe, Leute aus anderen Teilen der Welt kennenzulernen, beschloss ich, dass dies ein guter Weg wäre, meinen Sommer nach dem Abitur zu verbringen und bat den Verein der Altafraner um ein Teil-Stipendium für Anreise- und Konferenzkosten.

Das Herzstück der Konferenz waren die Leadership Group Meetings (LGMs), in denen Eindrücke diskutiert, Inspirationen ausgetauscht und wichtige Inhalte über Internationalen Handel und Politik vermittelt wurden: Ein internationales Klassenzimmer unter Faculty Advisor George Amagnoh aus Ghana. Die Teilnehmer waren in verschiedene LGMs eingeteilt, die sich alle jeweils auf ein bestimmtes Land konzentrierten, welches sie dann im Global Summit, der Abschlussimulation, vertreten würden. Ich war in der Türkei-Gruppe, gemeinsam mit Leuten aus Costa Rica, Trinidad und Tobago, St Vincent, Honduras, Panama, Mauritius, Amerika und England. In der LGM wurden schnell unterschiedliche Wissensstände sichtbar, was mich zu Beginn etwas enttäuschte, da ich mit hohen akademischen Erwartungen angereist war. Auf der anderen Seite kamen gerade durch unsere unterschiedlichen Hintergründe interessante Diskussionen zustande, zum Beispiel nach einer Veranstaltung in der World Bank über Korruption oder nach dem Besuch des Holocaust Museums.

Am Ende habe ich festgestellt, dass "Lernen" auf der GYLC nicht durch Lesen von informativen Texten geschieht, sondern durch alles andere: Für zwölf Tage sozusagen mit der ganzen Welt unterwegs zu sein, Geschichten von Leuten zu hören, die in ganz anderen Umständen aufgewachsen sind, als man selber, Gemeinsamkeiten zu erkennen, die man nicht vermutet hätte und zu probieren, die Ursachen der Unterschiede zu erfassen; das kann nicht einfach so an einem vorbeiziehen. Zumindest an mir nicht.

Foto Seite II

# AFRA

## Schulsprecherportrait

Justus Dill (A 2007-2011)



Mein Name ist Justus Dill, ich bin Schüler der elften Klasse. Nach Afra bin ich am Anfang der neunten Klasse als Quereinsteiger gekommen. Abseits des internationalen Trubels wohne ich in Hamburg. Meine Tätigkeiten in Afra, abseits des Amtes, beschränken sich vornehmlich auf die Organisation des Jurakurses und die Mitgliedschaft im politischen Stammtisch.

Als Schulsprecher habe ich meine Ziele auf Außenarbeit für Afra gerichtet. Als zugrunde liegendes Problem sprang mir im Vorfeld der Kandidatur in Auge, dass nur vergleichsweise wenig Referenten aus Eigenantrieb handeln, wenn sie nach Afra kommen. Meiner Meinung nach liegt das im sehr unterschiedlichen Bekanntheitsgrad Afras in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung begründet. Weil Afra aber von Zuwachs lebt, muss gerade der Bekanntheitsgrad, bezogen auf die Gesamtbevölkerung, erhöht werden. Ziel soll es nicht sein, plump die Werbetrommel zu rühren. Es ist vielmehr ein überlegtes Zusammenarbeiten mit Unternehmen geplant, die im Nachhinein, neben dem augenscheinlichen Faktor Informationspolitik auch durch branchenübergreifende Partnerschaften die Startchancen der Afraner in der Berufswelt erheblich verbessern – einfach, weil Afra in den Unternehmen bekannt ist.

Über die Zusammenarbeit mit meiner Partnerin lässt sich aussagen, dass wir das Amt partnerschaftlich und ausgeglichen bekleiden werden. Hinsichtlich der



Verteilung der Kompetenzbereiche haben wir uns auf ein gemeinsames Auftreten in allen Facetten unserer Arbeit verständigt. Dass unsere persönlichen Ziele innerhalb der Amtszeit recht unterschiedlich sind, hat keinen Einfluss auf deren Umsetzung; habe ich mich auf Außenarbeit gestützt, so will Donata vor allem innerhalb Afras handeln. Meine innenpolitischen Defizite gleicht Donata also durch ihre Erfahrung aus

Als letzten Punkt haben Donata und ich uns auf eine bessere Kooperation mit Förderverein und Verein der Altafraner von Schülerseite aus geeinigt. Für Anregungen und Vorschläge sind wir offen und dankbar.

## Schulsprecherportrait

Donata von Reibnitz (A 2008-2011)

Sowohl vor als auch nach meiner Wahl zur Schulsprecherin bin ich gefragt worden, was denn überhaupt meine Ziele seien, was mich denn dazu bewogen habe, mich dieser kräftezehrenden und anstrengenden Prozedur hinzugeben, um möglicherweise einen der höchsten ‚von Schülern zu erreichenden‘ Posten in der schier endlosen Hierarchie der afranischen (Schülermit-)Verantwortung zu bekleiden. Allerdings hat mich bis zu diesem Zeitpunkt noch niemand gebeten, diese Beweggründe in Worten und Sätzen schriftlich festzuhalten. Nun, ich werde es einfach mal versuchen.

Erst einmal vielleicht etwas zu meiner Person: Momentan habe ich das große Glück, die elfte Klasse des geliebten Landesgymnasiums zu besuchen und habe den Posten als Schulsprecherin mit einer etwas mehr als einjährigen Afra-Erfahrung angetreten. Dies mag einigen vielleicht seltsam vorkommen, aber ich finde, in Afra muss man sich nicht eingewöhnen. In Afra ist man oder man lässt es bleiben; ich habe mich eindeutig für ersteres entschieden.

Die Orte, an denen ich die meiste Zeit meines Lebens in Afra verbringe, sind die Biologie- bzw. Chemielabore und die Bibliothek, was eventuell Rückschlüsse auf meine Leistungskurse und meine Lieblingsbeschäftigungen zulässt. Außerdem habe ich mich in das Wagnis gestürzt, fünf Wochenstunden damit zu verbringen,



die unsäglichen Tiefen und Höhen bzw. Breiten der Mathematik zu erforschen. Wenn ich mich mal nicht der intellektuellen Fortbildung widme, bin ich meist mit verschiedensten Leuten in der Turnhalle beim Ballhinterherrennen, (mit vielen anderen Leuten) in meinem Zimmer oder auf dem Weg in die oder von der Mensa zu finden.

Ich sitze nunmehr seit Anfang der zehnten Klasse in den verschiedenen Gremien, welche die Einführung einer demokratieähnlichen Struktur in unserer Schule hervorgebracht hat, und habe in dieser Zeit zwei bedeutende Sachen festgestellt: Afraner diskutieren gerne, und der Schulrat ist mit 15 von 18 Mitgliedern beschlussfähig. Wahrscheinlich bin ich zu dem späten Schluss gekommen, dass es nichts bringt, sich zu beschweren und gleichzeitig nichts zu tun. Das gilt sowohl für das knappe Drittel der deutschen Bevölkerung, die nicht wählen, als auch für Afraner.

Die entscheidenden Gründe, eine größtmögliche Anzahl an Ideen, die sich irgendwann einmal in meinem Kopf gemeldet haben, auf einen hübschen, corporate design-getreuen Zettel zu bringen und mich sogar abbilden zu lassen, kann und brauche ich glaube ich nicht zu erörtern. Aber meine Ziele oder Bestreben haben noch ein paar Zeilen verdient. Um einfach mal die wichtigsten Punkte zu nennen: Ich möchte mehr Kooperation mit anderen Internatsschulen fördern und ermöglichen. Ich versuche, das Konzept Schulkleidung wieder in ein positives Licht zu rücken und strebe mit anderen Schülern zusammen den Entwurf und die Organisation einer Schulkleidung an, die auch wirklich ganz von Schülerseite kommt. Und ich möchte junge Schüler, vor allem der siebten und achten Klasse, dazu ermuntern, sich genauso dafür einzusetzen, dass es uns in Afra gut geht und dass es auch außerhalb des schulischen Alltags Sachen gibt, auf die man sich freuen kann. Mit anderen Worten: Ich möchte ihnen die Schülermitverantwortung näher bringen.

Ich hoffe, hiermit den Altafranern einen kleinen Einblick in das gegeben zu haben, was die Menschheit inzwischen alles auf ihre alte Bildungsstelle losgelassen hat und was dieser noch bevorsteht.

Ein Foto von Donata befindet sich auf Seite II.



## Traditionen-Lexikon

Clemens Poser (A 2001-2007)

Das Landesgymnasium Sankt Afra kann auf nunmehr 466 Jahre seiner eigenen Geschichte zurückblicken. In dieser Zeit haben Generationen von Schülern, Lehrern und Eltern miteinander das geschaffen und gelebt, was jüngere Diskussionen wohl als den „afranischen Geist“ zusammenfassen zu suchen. In der Beschreibung dieses ‚Phänomens‘ schwingen dabei auch all diejenigen Ereignisse mit, welche sich in Afra im Laufe der Zeit von bloßen Gewohnheiten oder Einmaligkeiten zu regelmäßigen, identitätsstiftenden Instanzen emporgeschwungen haben. Einmal etabliert, nennt man sie Traditionen.

In den acht Jahren seit der Neugründung im August 2001 haben sich wiederum erstaunlich viele Traditionen formiert. Einige nahmen vorangegangene Traditionen wieder auf, wie zum Beispiel der Verein der Altafraner und die *sapere aude*. Andere hingegen sind neu und haben trotzdem bereits den oben beschriebenen Weg durchlaufen: Einmaligkeit, Gewohnheit, Tradition.

Beginnend mit der Einmaligkeit, möchte die *sapere aude* in dieser und den kommenden Ausgaben festhalten, welche Traditionen das „junge“ Afra bis heute hervorgebracht hat. Dabei werden die Einträge in diesem Lexikon aber nicht alphabetisch, sondern thematisch gegliedert sein, damit auch kommende Traditionen noch ihren Platz darin finden können.

Der erste Eintrag in dieses Lexikon führt uns zu den (zumindest terminologischen) Wurzeln von Traditionen. Das lateinische Wort *tradere* bedeutet im ursprünglichsten Sinne „etwas hinüber geben“, freier noch „etwas übergeben“ oder „anvertrauen“. Dabei lassen sich durch Traditionen den kommenden Generationen die verschiedensten Dinge weitergeben: Geschichte(n), Werte, Bräuche, Freude oder Symbole. Letztere manifestieren sich oft in Gegenständen, um die Übergabemodalitäten etwas zu erleichtern. Auch in Sankt Afra haben sich im Laufe von nunmehr fast neun Jahren Dinge unterschiedlichster Kuriosität und Symbolträchtigkeit angesammelt, die von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation an immer neue Würdenträger weiter gereicht werden.



## Die Zuckertüten

In der siebten Klasse nach Afra zu kommen ist für die meisten ein großer Schritt, weg von zu Hause, hin zu neuen Höhen und Tiefen. Man kommt noch einmal in die Schule, ist wieder der Jüngste und muss sich noch einmal völlig neu orientieren. Um den neuen Afranern zu diesem zweiten Schulanfang ein wenig die Angst zu nehmen, gibt es Zuckertüten. Diese werden von jedem Abiturjahrgang gepackt und am Ende ihrer Laufbahn den Schulsprechern übergeben, damit diese dann jedem neuen Siebtklässler am ersten Schultag eine kleine Notration an Süßigkeiten und guten Ratschlägen in die Hand drücken können. Diese Tradition besteht zwar erst seit 2005, dem Jahr des zweiten Abiturjahrgangs, wird seitdem aber jedes Jahr mit sehr viel Hingabe und Einfallsreichtum fortgeführt.

## Die afranische Fummel

Auch wenn die Meißner Fummel – ein dünnwandiger Teigballon, welcher zuvor auch außerhalb Afras schon einiges Ansehen genoss – laut Herstellerangaben keinen nennenswerten Nährwert besitzt, wurde sie im Rahmen des ersten afranischen „Formal Dinners“ zur Trophäe auserkoren. Ziel war und ist es nun alljährlich im Herbst, einen oder mehrere besonders engagierte Afranerinnen und Afraner, welche sich um die afranische Gemeinschaft verdient gemacht haben, zu ehren. Dabei schließt dieser Preis nicht nur Schüler mit ein, auch Lehrer und Verwaltungsmitarbeiter können für ihren freiwilligen und engagierten Einsatz geehrt werden.

Besonders wichtig ist dabei auch die Rede des aktuellen Preisträgers, welcher bei der Übergabe begründen muss, wieso sein Nachfolger diesen Preis verdient hat. Denn im Gegensatz zum Oscar gibt es bei der Fummel kein zentrales Komitee, welches den Sieger kürt. Stattdessen muss beziehungsweise darf der gegenwärtige Preisträger entscheiden, wem diese Ehre zuteilwerden soll. Mit entsprechend viel Kreativität vorbereitet und vorgetragen, entwickelt sich dieser Programmpunkt oft zum Höhepunkt des Abends.

Im Übrigen musste die Fummel, obwohl sie selbstverständlich immer mit Samthandschuhen angefasst wurde, seit dem erstmaligen Verleihen erst einmal ersetzt werden. Ein fragiles Konstrukt – sie ist einfach zerbröselt.



## Der Schlüssel zur Stadt

Seit dem Jahr 2002 beginnt auch in Afra pünktlich zum 11.11. die Faschingszeit. Erstmals organisiert von der damaligen 11. Klasse, die im zweiten Jahr seit der Wiedereröffnung immer noch der älteste Jahrgang an der Schule war, beginnt um Punkt 11:11 Uhr die Regentschaft der Narren über die Stadt oder, wie in diesem Fall, das sizilianische Dorf. Das bedeutet natürlich auch, dass der Schlüssel zur Stadt – ein silberner, ungefähr 50 Zentimeter langer Holzschlüssel, welcher sonst über der Tür im Foyer hängt – für einen Tag symbolisch vom Bürgermeister an den Karnevalsprinzen übergeben wird – ein spektakuläre Übergabezereemonie mit eingeschlossen. Im Vertrauen darauf, dass die Schülerschaft ihre neu gewonnene Macht nur zum Wohle der Allgemeinheit einsetzt, tritt die Schulleitung ihre Rechte bereitwillig einen Tag lang ab.

## Die Handschuhe der Schulsprecher

Jeder Afraner, der sich dazu entscheidet, sich auch außerhalb seines ihm eigentlich zugedachten Tätigkeitsfeldes zu engagieren, zeigt damit, dass die Dinge in die Hand genommen werden müssen, damit sich etwas ändert. Auf Seiten der Schüler haben insbesondere die Schulsprecher mehr Aufgaben und Verantwortlichkeiten zu bewältigen als andere. Damit sie besagte Hände bei ihrem Tagwerk ein wenig schonen können, bekommen sie zu ihrem Amtsantritt ein schwarzes Paar Wollhandschuhe in einem Bilderrahmen überreicht. Dieses Relikt wird bereits seit der zweiten Schülermitverantwortlichen-Wahl von Schulsprecher zu Schulsprecher weitergegeben.

Einerseits sollen die Handschuhe natürlich dazu anregen, die Dinge anzupacken und sich keine Gelegenheit durch die frierenden Finger gleiten zu lassen, andererseits symbolisieren sie auch die Partnerschaftlichkeit dieses Amtes. Da es nicht so etwas wie einen „stellvertretenden“ Schulsprecher gibt, sondern beide Kandidaten dieselben Aufgaben und Verantwortlichkeiten haben, und es überdies für jeden nur einen Handschuh gibt, ist Kooperation und Zusammenarbeit für beide Seiten unerlässlich. Eine Hand wäscht hier die andere.



## Die Schwelle

Einmal im Schuljahr, meist gegen Ende, heißt es für die Afraner: Abschied nehmen von den nächsten 50 Freunden, die es geschafft haben, dem „Laden“ (bis zu sechs Jahre lang treu zu bleiben und ihr Abitur abzulegen). Dass dies aller Ehren wert ist, dachte sich 2004 auch Antje Urban, Abiturjahrgang 2004, und baute mit ihrem Vater und ihren Brüdern in Heimarbeit „die Schwelle“.

Denn Afra zu verlassen bedeutet, einen großen Schritt zu machen, rein ins Leben, raus aus der Geborgenheit der Gemeinschaft. Und das ist, auch wenn viele Abiturienten es vielleicht nicht zugeben, eine ziemlich große Hürde. Um diesen Schritt zu verdeutlichen und den Weggang ein wenig zu erleichtern, steigen, klettern und springen nun seit dem ersten Abiturjahrgang 2004 sämtliche Schüler eines Jahrgangs über die etwa kniehohe, weiß gestrichene Schwelle, nachdem sie vorher ihr Abiturjahr eingeschnitzt haben. Weitergegeben von Jahrgang zu Jahrgang ist die Schwelle wohl die letzte Auszeichnung, die man als Schüler in Afra verliehen bekommen kann.

Sollten in dieser Kategorie Einträge vergessen worden sein, oder sollte sich nun jemand dazu berufen fühlen, selber einen Eintrag beizusteuern, freut sich die Redaktion auf Ihre und eure Rückmeldung. (Kontakt Daten finden sich im Impressum am Ende dieses Heftes.)

Die Fotos zu diesem Artikel befinden sich auf Seite III.



## Mein Orientierungspraktikum an St. Afra

### Ein Nachgeschmack –

Wie jemand auf dem Vorwärts der Weltenwegserkundung ein Zurück wagt und wie gut das wohl einst geschmeckt haben mag.

Dorotheé Neumann (A 2001-2007)

### Warum ich dort war:

Von Kommilitonen wusste ich (also Studienordnung nicht gelesen), dass ich im Rahmen der Erziehungswissenschaftlichen Begleitstudien meines Lehramtstudiums ein vierwöchiges Orientierungspraktikum an einer frei gewählten Schule absolvieren muss. Ich studiere Musik auf Lehramt an der Musikhochschule und die zugehörige Pädagogik an der Universität zu Köln. Und ja, ich studiere nur ein Fach, nur Musik. Die Idee, die dann kam, war spontan und natürlich die einzig gute. Ein Anruf, ein formloses Anschreiben, eine positive Rückantwort: Ich würde für 4 Wochen nach St. Afra gehen, um dieses Praktikum zu bestreiten.

### Was ich gemacht habe:

Ich habe täglich Unterrichtsstunden aller Fächer und Klassen abwechselnd besucht. Am Ende konnte ich beinahe die Namen aller SchülerInnen! Ich war im Additum. Ich habe versuchsweise den Chor geleitet und mich im Orchesterdirigat erproben dürfen. Ich habe auch musikalisch-spielerisch ausgeholfen. Ich habe eine Musikstunde in den 8. Klassen geleitet. Ich habe ein Interview mit dem Deutschlandfunk mitgeführt. Ich habe an den Vollversammlungen und „Geist“-Diskussionen teilgenommen und meine Meinung sowie Erfahrungen mit einfließen lassen. Ich habe Theaterproben verfolgt, am Theatersport teilgenommen. Ich habe die Schülersauswahlverfahren an der Kreativ-Station begleitet. Ich habe für das Altafranertreffen kooperiert. Ich habe mit der Schulleitung, mit Lehrern sowie ausführlich mit Schülern gesprochen.

Also: Beobachten – Mitnehmen & Geben – Beobachten.



### Was mein Ziel war:

Ich wollte verstehen. Verstehen, was die dort eigentlich alle machen. Und warum. Und warum die das alles können. Ich habe versucht, zu sehen. Die Menschen sehen, und wie sie sich bewegen, bewegen in diesem Raum. Ich wollte zuhören, um Rückschlüsse zu ziehen. Wie lernen wir? Warum lernen wir? Warum habe ich gelernt, was habe ich gelernt? Wie sind Möglichkeiten zum Lernen, mehr noch zum Bilden eigentlich gestaltet? Ich wollte verstehen, um zu wissen, damit ich danach weitergeben kann.

Also: Verstehen – Reflektieren – Verstehen.

### Was ich erfahren habe:

Unter der beschriebenen, ich muss gestehen, wenig direkten Zielstellung habe ich mich dann an die Schule begeben. Ich habe einfach mit offenstem Blick so viel wie möglich aufgenommen. Wie aber sollte ich diesen volltönigen Cluster all meiner Beobachtungen dann auflösen? Die unterschiedlichen Ebenen des Erfahrenen erwiesen sich als problematisch: Waren zum Teil die Beobachtungen für mich als Person im Sinne einer Aufarbeitung meiner eigenen Schulzeit (zurück), und zum anderen Teil als Betrachtungen für mein erziehungswissenschaftliches Studium relevant (vorwärts). Somit konnte ich weder eine neutrale Perspektive erlangen – im Grunde kenne ich ja alles an dieser Schule – noch zurück in dieselbe Position, in der ich früher daselbst gelebt habe. In diesem Spagat begann meine Suche. Ich hatte keine konkrete Aufgabe für Afra. Ich hatte Beobachtungen zu sammeln, aber der Schulbetrieb lief natürlich auch ohne mich. Ich war kein Lehrer, hatte aber nun wesentlich klarere Vorstellungen von der Lehrerschaft (zum Glück erhalten Schüler dahinein keinen Einblick). Ich war keine Schülerin mehr, wodurch mir der Zugang zu den sozial höchst differenzierten Bewegungen innerhalb der Schülerschaft verwehrt blieb. Dann erst wurde mir bewusst, wie ausgeprägt das Netz ist, wie kleingliedrig und anfällig für Störungen, wie wandelbar und verwebt (zum Glück wird kein Lehrer das je durchblicken). Ich hoffe, dass mir die Erkenntnis, dass da in Parallelwelten gelebt wird, die nur mit viel Arbeit und Hingabe in einen sinnvollen Austausch treten können, nicht meinen Idealismus und Optimismus für meine zukünftige Lehrertätigkeit



tigkeit nimmt, sondern im Gegenteil einen bedachteren Umgang damit ermöglicht. Folglich arbeitete ich daran, meine neue Position als Chance zu begreifen und zu nutzen. Nebenbei suchte ich beständig nach Aufgaben, die für die Schule und all ihre Insassen einen Nutzen haben – der Versuch, neben der Erweiterung meines Denkvermögens (nehmen) auch die Schule durch Anstöße zu bereichern (geben).

### Was dabei herausgekommen ist:

Nachdem ich das schöne Städtchen an der Elbe in Richtung der großen Stadt am Rhein wieder verlassen musste, begriff ich schnell, wie stark das Praktikum meine Perspektive auf die Schule verändert hatte – meine verklärte Sicht auf die Schulzeit und meine Vorstellungen des Lernens und Lebens dort. Ich hatte – man mag es eigenartig empfinden – einen größeren inneren Abstand zu der Schule gewonnen, als ich ihn vorher hatte. *Entzauberung*. Dieser neue Abstand erlaubt es mir, mich nicht aus einem vagen gefühlsmäßigen Sichtwinkel mit den Angelegenheiten der Schule zu beschäftigen. Mein heutiges Handeln ist mir deutlicher, meine Herkunft sachlicher und verständlicher geworden. Ich beginne zu verstehen, warum ich so denke, wie ich denke und was mich geprägt hat. Demzufolge sind für mich inzwischen all die Dinge, die ich als Schülerin passiv erlernt und getan habe, auf einer neuen Ebene fassbar. Ein Leitbild, das Konzept oder die Festschrift gehen mich nicht mehr persönlich an, sondern können für mich jetzt Dokumente sein, aus denen ich die Denkstrukturen und pädagogischen Ansätze erfassen kann. *Verzauberung*. Der neue Abstand also als neuer Zugang! Die Früchte, die ich von dieser Erfahrung und durch die Beschäftigung mit dem Prinzip Afra werde ernten können, werden sicherlich reicher und saftiger sein als die meines pädagogischen Studiums bzw. sind sie überhaupt erst der Nährboden für einen Ertrag. Ich kann ein halbes Jahr nach dem Praktikum sagen, dass ich bis heute von den Erfahrungen zehre. Immer wieder werden mir in Rückbezug auf die Schule Aspekte deutlich; der Begabtenförderung, des sozialen Beisammenlebens, der Bildungspolitik, des Denken an sich, des Leistungsbegriffes, zu dem Kind, des Lehrer oder vielmehr Mentor-Seins, und natürlich auch der musikalischen Bildung. Und vor allem haben sich auch mein Interesse und die



Lust am Thema deutlich ausgebildet und verstärkt; besonders aber auch, mich außer- bzw. oberhalb des universitären Lernstoffes damit zu beschäftigen.

Der Geschmack ‚von früher‘, er liegt mir nicht mehr auf der Zunge, aber ich kann mich wohl an ihn erinnern und ihn beschreiben! Aber nein – es schmeckte doch auch immer wieder: Das Kopfsteinpflaster Meißen, dieses wunderschöne spätklassizistische Schulgebäude, die schwarze Aulabestuhlung und das sandsteinernerne Treppenhaus, der Weg ‚rüber ins Internat, die blühenden Wiesen, der Geruch der Turnhalle, das stimmbare und doch verstimmte Glockenspiel am Markt, die Elbe und die Meißner Luft. Das ist Westentasche, das ist unvergesslich, das bleibt.

Auch wenn es keine Möglichkeit gibt, in den Laden wieder ‚rein‘ zu kommen, was auch gut so ist, so können wir die Geschichte, die Afra-Geschichte, doch weiter schreiben. Wir schreiben sie zwar nicht intern weiter – dort können wir höchstens ab und an ein i-Tüpfelchen setzen – aber wir schreiben sie hier, draußen, auf der Erkundungstour der Weltenwege weiter. Und zwar mit Nachgeschmack!

Fotos von Dorothee befinden sich auf Seite IV.



## ALTAFRANER

### Studium in Moskau

Marie-Louise Arlt (2001-2007)

„Всё будет “ oder „wird schon alles“ – darauf muss man sich erst einmal einlassen, wenn man, deutsche Gründlichkeit und Vorausplanung gewohnt, aus heimischen Gefilden aufbricht, um sich einer der größten Städte der Welt zu stellen. Die Wege sind unvorstellbar weit und russische Organisations- und Bürokratiewege bisweilen unergründlich; an dem Anspruch, alles richtig und zur entsprechenden Zeit zu tun, muss man scheitern. Daher ist wohl Gelassenheit eine der Tugenden, die ich für ein Auslandsstudium wärmstens empfehlen kann.

Zunächst ein paar Worte zu mir: Die ersten vier Semester meines Bachelors der Internationalen Volkswirtschaftslehre mit Regionalstudien Europa verbrachte ich in Tübingen, jetzt folgen zwei weitere in Moskau an der „Высшая Школа Экономики“, der „Higher School of Economics“ – eine große Universität mit nicht nur wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten, die aber insbesondere dort ein reizendes Angebot liefert.

Wir Auslandsstudenten, und davon gibt es günstigerweise nur wenige, genießen im Gegensatz zu den russischen Studenten das Privileg, unsere Kurse aussuchen zu dürfen – und die Auswahl ist gut. Exzellente Professoren und Studenten machen das akademische Leben hier schmackhaft. Wie auch aus anderen wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen bekannt, lernt man zum großen Teil in Vorlesungen plus Tutorien. Die Kurse selbst werden mit Klausuren, teilweise aber auch mit Essays oder mündlichen Prüfungen abgeschlossen. Ein großer Unterschied dagegen ist das wenig selbstbestimmte Lernen. Dass die russischen Studenten kaum wählen können, habe ich bereits erwähnt; unter dem Semester (oder hier: Modulen) müssen zudem nicht selten regelmäßig Hausaufgaben eingereicht werden und zusätzlich Klausuren geschrieben werden. Dies kann leider auch von den Auslandsstudenten nur begrenzt ignoriert werden.



Seine Freiheiten kann und sollte man sich dennoch nehmen – bei dem reichhaltigen Kulturangebot, den zahllosen Sehenswürdigkeiten und der unendlichen Weite des Landes wäre es geradezu ein Frevel, dies nicht zu tun! In Moskau laufen die Fäden eines zentralistisch organisierten Staates zusammen, alles Wichtige findet hier statt und aus diesen Möglichkeiten zu wählen, ist nicht einfach. Jede Woche findet irgendwo ein Festival statt, jeden Tag sieht man sich einer Vielzahl von Theater- und Kinoaufführungen gegenüber – und als Inhaberin eines Studentenausweises muss ich da nicht knausern. Auch das Wohnheim ist mit achtzig, neunzig Euro erschwinglich, Mensapreise bei ein bis maximal drei Euro – obwohl Moskau als eine der teuersten Städte gehandelt wird (oder zumindest wurde), ist das Leben hier als Studentin also recht angenehm, und umso mehr kann mitgenommen werden. Oft lassen sich dafür auch meine russischen Kommilitonen begeistern. Dadurch, dass es hier nur zehn, fünfzehn ausländische Studierende gibt, ist man auch wirklich etwas Besonderes und im Vergleich zu Erasmus-Menschen an europäischen Hochschulen vergleichsweise begehrt. Insbesondere wir Deutschen sind insofern gefragt, als dass eine Unmenge Studenten hier Deutsch lernt. Ich durfte schon im Sprachunterricht Dialoge vortragen („Hast du schon gehört? Frau Müller hat sich ein Bein gebrochen!“ – „Das ist ja furchtbar!“) und einen kleinen Vortrag über das Studium halten. Dementsprechend muss man sich nicht fürchten, keinen Anschluss zu finden, und sich das ganze Jahr über in einem Kreis ausgewählter Ausländer zu bewegen. Das Russische wird gebraucht und gefordert, und lässt schließlich das oben erwähnte „БЦЭ бюджет“ leichter ertragen, insbesondere, wenn man sich einer genervten Verkäuferin zu erklären versucht, während sich allmählich eine lange Schlange bildet. Dennoch ist natürlich nicht alles gut. An das Wohnheim im Zweierzimmer mit undichtem Fenster bei mittlerweile Minusgraden kann ich mich gewöhnen, an die „Öffnungszeiten“ jedoch nicht. Gäste dürfen bis 23 Uhr bleiben, uns selbst bleibt der Eintritt von halb zwei bis sechs Uhr morgens verwehrt. Sicherlich, auch die Metro hat Pause, dennoch widerstrebt mir diese Bevormundung. Insgesamt prallen die russische und deutsche Vorstellung vom Studentenleben dann doch diametral aufeinander: Während man sich in Deutschland ausprobiert und in ein mehr oder weniger selbstständiges Leben einfindet, ist die russische Uni-



versitätsausbildung gelegentlich nicht mehr als die Fortsetzung der Schulzeit. Studiert wird irgendwie permanent und größtenteils, was angeordnet wird, Hausaufgaben gemacht, Studienabbrecher außer aufgrund fehlender Leistung gibt es nicht – schließlich ist man wirklich froh, an der HSE einen Studienplatz bekommen zu haben. Viele wohnen noch bei ihren Eltern, lange Pendelwege und Metroschlusszeiten verhindern das gemütliche Ausklingen eines Abends. Diese Umstände machen es nicht unbedingt einfach, über die Universität hinaus mit den Menschen wirklich ungezwungen in Kontakt zu kommen.

Aber wir wissen – „всё будет“ – und so auch das, mit mehr oder weniger Abstrichen. Ich freue mich auf mindestens acht weitere Monate und kann nur jeden und jede dazu ermuntern, dies zu wagen!

Ein Bild von Marie-Louise befindet sich auf Seite V.



## Zweitstudium

Juliana Hildebrandt (A 2002-2005)

„Wege entstehen dadurch, dass man sie geht.“, meinte Franz Kafka. Und Unrecht hat er damit nicht. Auch wenn es wie eine Binsenweisheit klingt. Eine kleine Geschichte darüber, wie man mit dem Studieren glücklich werden kann, auch wenn Türen verschlossen bleiben...

Fest stand: Ich werde an der TU Dresden studieren, das wusste ich nach dem Abitur. Ich werde heiraten und mit meinem Mann zusammen wohnen. In Dresden. Bis zur Oberstufe hatte ich mit einem Mathematikstudium geliebäugelt. Mathe hatte ich immer sehr gemocht. Doch es taten sich bald Zweifel auf. Gleichzeitig wuchs mein Interesse an der Biologie – es ist einfach so schön, wenn Lehrer die Liebe ihrer Schüler zu einem Wissensgebiet wecken können. Biologie war und ist einfach wahnsinnig spannend. Was es da alles zu entdecken gibt, wie genial alles funktioniert, einfach faszinierend. In der Zeit der Entscheidung bewarb ich mich bei der ZVS für den Diplomstudiengang Biologie, natürlich mit Dresden als Ortspräferenz. Und ich bewarb mich direkt bei der TU für den Bachelorstudiengang „Molekulare Biotechnologie“, das klang ja auch nett. Und je mehr Bewerbungen man schreibt, desto größer ist die Chance, irgendwo angenommen zu werden, dachte ich mir. Falls die Sache mit dem Bachelor klappen würde, würde ich dann natürlich weiterstudieren, im Masterstudiengang, so der Plan. Leider wurde ich bei beiden Studiengängen abgelehnt. Ich hatte mich bereits damit abgefunden, ein Jahr lang irgendein einjähriges, schlecht bezahltes Praktikum bei irgendeinem Unternehmen zu absolvieren, das nur ansatzweise etwas mit Biologie zu tun hat, hatte da bereits alles geklärt. Aber es gab ja immer noch die Möglichkeit, dass jemand seinen erfolgreich erworbenen Studienplatz ablehnt. Irgendwann kurz vor knapp werden diese dann verlost. Man muss sich nur für das Losverfahren bewerben, um die Chance zu erhalten, einen Studienplatz zu ergattern. Ich war eine von reichlich 800, die sich auf die ungefähr zehn Restplätze bewarben. Ich danke Gott dafür, dass er es möglich gemacht hat: So bekam ich meinen Studienplatz in Molekularer Biotechnologie und war überglücklich.



Schon im ersten Studienjahr meldeten sich jedoch Zweifel bei mir. Im Labor zu stehen und die viele praktische Arbeit dort, das war einfach nicht mein Ding. Was ich mochte, war Rechnen und der ganze Theoriekram, den die anderen nicht mochten. Dass der Alltag eines Biologen so praktisch aussieht, hätte man wissen können, wenn man sich richtig informiert hätte, nicht in irgendwelchen Broschüren, sondern bei Leuten, die studieren. Weiterhin zeichnete sich ab, dass der Masterstudiengang nicht zulassungsfrei ist. Erfahrungsgemäß wurden von den 30 Bachelorstudenten immer ein bis drei in den Masterstudiengang aufgenommen. Das hatte ich vorher nicht wissen können, da das ganze System mit Bachelor und Master noch sehr neu war. Das war mir einfach nicht klar. Mein schöner Plan war zerstört. Klar, man hätte kämpfen können. Aber einen aussichtslosen Kampf? Noch dazu, wenn man mit dem Herzen sowieso nicht mehr bei der Sache war? Da mich der Biotechnologiestudiengang mit seinem hohen Praxisgehalt definitiv nicht befriedigt hat, habe ich nebenbei Vorlesungen aus dem Bereich Informatik und Mathematik gehört. Das war so schön, mehr mit abstrakteren Dingen zu tun zu haben. Informatik war eigentlich nie so meins, ich hatte bisher nicht wirklich Ahnung von Rechnern, Netzwerken und allem, was man sich so unter „Informatik“ vorstellt, aber die Vorlesungen waren sehr interessant. Zuvor war ich nie auf die Idee gekommen, dass Informatik einmal mein Interesse wecken könnte. Meine Bachelorarbeit habe ich im Bereich Bioinformatik geschrieben: eine reine Theoriearbeit. Ich war so froh, keine Versuche im Biolabor durchführen zu müssen. Das wäre für mich eine so furchtbare Vorstellung gewesen...

Es keimte der Gedanke, nach dem Bachelor in die Informatik zu wechseln. Wieder taten sich mehrere Möglichkeiten auf. Ich konnte einen zweijährigen Aufbaustudiengang in Softwaretechnologie wählen oder aber noch einmal ganz von vorn beginnen mit einem Diplomstudium in Informatik. Ich war unsicher. Ich hatte einige Gespräche mit Bekannten, einem Informatikprofessor, einem Coach und Managementtrainer. Es war sehr hilfreich, Feedback von wohlwollenden, erfahreneren Menschen zu meiner Lebensplanung zu bekommen, die einen ganz anderen Horizont haben, als ich das mit meinen 21 Jahren hatte. Sie rieten mir zu einem Aufbaustudiengang, um zügig mit dem Studieren fertig zu werden.



Wenn ein Bachelor als Sprungbrett dienen kann, wieso sollte man das dann nicht nutzen? Leider klappte diese Tür wieder zu, weswegen nur noch die andere Möglichkeit blieb. Darüber war ich aber auch gar nicht mal böse. Schließlich mag ich es, Dinge gewissenhaft und genau zu machen und die Möglichkeit, in einem neuen grundständigen Diplomstudiengang noch einmal alle wichtigen Grundlagen mitzunehmen, hatte auch ihren Reiz.

Mittlerweile bin ich im neunten Universitätssemester und im dritten Fachsemester in der Informatik. Ich finde das Studium immer noch toll, auch wenn es auch hier wieder Sachen gibt, die mir weniger gefallen.

Manchmal kann man sogar Menschen damit beeindrucken, so eine Art Doppelkompetenz zu sein oder einmal zu werden. Und es tut gut zu spüren, breiter aufgestellt zu sein als viele andere. Vielleicht sehen das ja zukünftige Arbeitgeber genauso, gerade, wenn es doch Bereiche gibt, in denen beide Kompetenzen gut miteinander verbunden werden können.

Zusammenfassend kann ich sagen, dass es schwierig sein kann, nur auf ein sehr spezielles Ziel fixiert zu sein. Was ist, wenn ich dieses Ziel nicht erreichen kann? Wenn sich Türen verschließen und ich mir in meiner Naivität keine Alternative zurechtgelegt habe, mit der ich ähnlich zufrieden bin? Es ist wichtig und nützlich, sich kompetente Menschen zu suchen, die von außen noch einmal auf die eigenen Wünsche, Träume und Pläne schauen und diese bewerten, und man tut oft gut daran, darüber noch einmal intensiv nachzudenken. Und bin ich mir sicher, dass sich meine Interessen nicht doch irgendwann einmal ändern? Zusammen mit meiner Persönlichkeit, die sich bis Mitte Zwanzig noch einmal enorm verwandeln kann und das vermutlich auch tut? Gerade der Schnitt zwischen Bachelor und Master eignet sich hervorragend, um neue Dinge auszuprobieren, um noch einmal zu überdenken, wo man fachlich eigentlich hin will. Ich denke, dass es viele Nischen gibt an Rand- und Überlagerungsbereichen von Wissenschaftsdisziplinen, in denen die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt vielleicht auch nicht ganz so groß ist. Aber eigentlich ist das erst einmal zweitrangig. Hauptsache, Studium und Job bieten eine solide Grundlage, um in diesem Lebensbereich glücklich und zufrieden zu werden.



## Vom Unterschied zwischen Pharmakologen, Pharmazeuten und Apothekern

Mai Anh Nguyen (A 2002-2005)

Nach vier Jahren pharmazeutischen Studiums, in denen 90% des Geschriebenen mehr oder weniger präzise formulierte Protokolle waren, möge der Leser mir nun verzeihen, dass ich diesen Artikel mit langweiligen Definitionen beginnen lasse, um der Überschrift zu genügen und grundlegende Begriffe zu klären – zur Einführung in die wunderbare Welt der Pharmazie. Die unterschiedlichen Bezeichnungen, die einem während und nach dem Pharmaziestudium entgegengerufen werden, beruhen verständlicherweise auf der Perspektive des Rufenden. Lauscht man Medizinstudenten und -dozenten, so ist manchmal von den „Pharmakologen“ die Rede (an dieser Stelle sowie für den gesamten Artikel gilt das Prinzip der Verallgemeinerung, das in keiner Weise für den Einzelfall Aussagekraft beansprucht). Korrigierend sei zu sagen, dass die Pharmakologie nur ein Teilgebiet der Pharmazie ist, mit der man sich erst im Hauptstudium beschäftigen darf. Nichtmediziner und Nichtapotheker nennen uns nach Abschluss des Studiums der Wortfamilie entsprechend Pharmazeuten. Diese Bezeichnung trifft aber nur für den Zeitraum zwischen dem Zweiten und dem Dritten Staatsexamen zu – in diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass das Pharmaziestudium aus vier Jahren Unibankdrücken und Laborkittelwechseln besteht, an denen sich ein sog. Praktisches Jahr anschließt, welches mit Ausnahme der sechs Pflichtmonate in der öffentlichen Apotheke sehr flexibel zu gestalten ist. Schon nach den ersten zwei Jahren Grundstudium darf man sich auf das Erste Staatsexamen freuen, nach weiteren zwei Jahren Hauptstudium auf das Zweite, und bevor sich jetzt jemand entsetzt abwendet: Es hört natürlich beim Dritten nach dem Praktischen Jahr auf. Wer genau aufgepasst hat, weiß nun, welche Bezeichnung die einzig wahre ist, mit der wir uns nach erfolgreich bestandenem Dritten Staatsexamen rühmen – als approbierte Apotheker. Die Approbationsordnung sieht also vor, dass der Approbierte nach dem statistisch dominierenden zukünftigen Arbeitsplatz benannt wird. Arbeitslose Apotheker sind übrigens eine echte Rarität, denn



Apotheken gibt es wie Sand am Meer und überdies ist die öffentliche Medikamentenversorgung nicht die einzige Zukunftsaussicht. Tatsächlich landen dennoch ca. 80-90% der Pharmaziestudenten später in einer Apotheke, und es sind keineswegs, wie der böse Volksmund behauptet, nur die „besseren Verkäufer“ (was nicht ausschließt, dass zusätzliche Kenntnisse in der Betriebswirtschaft vom großen Nutzen sind), sondern hochqualifizierte, im Idealfall immer erreichbare und fürsorglich nachfragende Berater im öffentlichen Gesundheitswesen. Nach diesem Idealbild sollte man aber beim nächsten Gang zur Apotheke nicht jeden dortigen Angestellten beäugen, denn nur etwa ein Drittel davon sollen approbierte Apotheker sein, die zudem viel Zeit am vom Patienten unsichtbaren Schreibtisch verbringen (müssen). Man kann verschiedener Meinung sein, in meinen Augen wäre es traurig, wenn man nach fünf Jahren Studium, in denen mehr als ein Drittel der Zeit im Labor verbracht wird, den Rest des Lebens am Schreibtisch verbringt, was viele (auch und vor allem höhere) Posten in der öffentlichen Apotheke, in der Krankenhausapotheke, in der Bundeswehraphotheke, im öffentlichen Dienst sowieso, aber auch in der pharmazeutischen Industrie und an akademischen Instituten – womit auch schon die Hauptarbeitsfelder genannt sind – in sich bergen. Wer an Forschung interessiert ist, muss sich im Klaren sein, dass es sich hierbei um eine bunte Querschnittswissenschaft handelt. Querschnittswissenschaftler haben es in Zeiten zunehmender Spezialisierung zwar schwer, aber eine Nische ist längst gefunden, in welcher Forschung, um genauer zu sein auch alles andere, ohne Apotheker nicht funktionieren würde: Arzneistoffe und Arzneimittel. Wer genauer wissen will, warum man z. B. das gleiche Arzneimittel sowohl bei Übelkeit als auch zum Einschlafen wie auch gegen eine Allergie nehmen kann, ob Aspirin seinen Ursprung wirklich in der Weidenrinde hat, wie man einen Wirkstoff in Nanoformat verpackt, welche Rolle Grapefruit-saft bei Arzneimittelvergiftungen spielt, warum bestimmte Medikamente nur morgens eingenommen werden dürfen, usw. muss sich zwingend mit der Pharmazie beschäftigen. Mit diesen Fragestellungen seien grob die fünf Hauptgebiete der Pharmazie gestreift, namentlich die Chemie, die Biologie, die Technologie, die Pharmakologie, und die Klinische Pharmazie.

In dieser Reihenfolge lernt auch der Student die einzelnen Gebiete kennen, daher



sollte man z. B. als Biologieinteressierte auf keinen Fall an sich zweifeln, wenn das erste Semester einem Chemiestudium gleich erscheint. Wer der Chemie abgeneigt ist, dem würde allerdings nur eins der acht Semester gefallen, in dem ausnahmsweise keine Chemievorlesungen, -seminare oder -praktika stattfinden, denn in den restlichen Semestern wird gründlich von den Elementen über Atome/ Ionen bis hin zum fertigen Arzneistoffmolekül durchgearbeitet, mit besonderem Augenmerk auf Analytik und Synthese. Heftig kommt auch die Biologie gleich in den ersten vier Semestern, in denen querbeet mikroskopiert und „makroskopiert“ wird, seien es Pilze, Bakterien oder Pflanzen. Mit Hinblick auf die Heilpflanzen und biogenen Arzneistoffe, welche in aller Ausführlichkeit im Hauptstudium den Schwerpunkt bilden, soll der Pharmaziestudent am Ende des Grundstudiums in der Lage sein, das pharmazeutisch Interessante in jeder Form zu erkennen, sei es eine frisch geschnittene Melisse, die selbige in zerkleinerter Form in einem Beruhigungsteegemisch oder aber auch schon bis zur Unkenntlichkeit verpulvert, wobei unter Umständen nur noch die im chemischen Praktikum höchst verpönten organoleptischen Prüfungen Gewissheit zu verschaffen vermögen. Was nach botanischer Akribie klingt, wird später zum faszinierenden Streifzug durch die Natur, wenn nach und nach bekannt wird, welches heilende Potential in fast jeder Pflanze vor der Haustüre steckt. Die Physik kommt als dritte Naturwissenschaft im Ensemble etwas kurz: In reiner Form nur in den ersten beiden Semestern, etwas abgewandelt dann in der Physikalischen Chemie und Instrumentellen Analytik, wobei physikalische Grundlagen zur Funktionsweise von allseits bekannten Geräten und Methoden wie Röntgen- und Ultraschalldiagnose, aber auch weniger im Alltag bekannten wie Massenspektrometrie und Magnetresonanztomographie vorausgesetzt werden. Technikbegeisterte kommen auf jeden Fall auf ihre Kosten, denn Apotheker kommen längst nicht nur mit Mörser und Pistill aus, wie es der Apothekenalltag vermuten lässt – wie sollte man damit auch Mikroemulsionen und Retardkapseln herstellen? Im Vergleich dazu ist die Pharmakologie eher etwas für eingefleischte Apotheker, denn das Verständnis dafür, wie sich Wirkstoff und Organismus auf physiologischer und molekularer Ebene gegenseitig beeinflussen, woraus Haupt-, Neben- und Wechselwirkungen resultieren, erfordert sehr spezielle Kenntnisse in der



Humanbiologie und Pathobiochemie. Sehr praxisnah, leider aber immer noch zu „stiefmütterlich“ behandelt, gestaltet sich die Klinische Pharmazie, welche der möglichen späteren Zusammenarbeit zwischen Krankenhausapothekern und Ärzten auf Station, sei es hinsichtlich der Dosisfindung, der Interaktionsvorbeugung bei Komedikationen oder der Anpassung von Tumortherapieschemata, den Weg ebnen soll.

Überblickend kann folgende Empfehlung weitergegeben werden: Wer meint, Biologie sei nur zeitraubende Auswendiglernen, Chemie so unvorhersehbar, dass man die Zusammenhänge nie zu fassen bekommen könnte, Technik nur etwas für Maschinenfreaks, die Medizin zu tief in die menschlichen Organe gehend um noch schön zu sein, und wer vor allem überhaupt nicht wissen will, was in der Tablette drin ist, die er gerade schluckt, dem ist vom Pharmaziestudium abzuraten. Interessierte seien ansonsten hierzu herzlich eingeladen! ☺

Bilder rund um Mai Anhs Studium befinden sich auf Seite V und VI.



# documenta frana

## Auszug aus einer Schulordnung aus dem 19. Jh.

### §. 10.

#### Bedingungen der Aufnahme

Die Aufnahme in eine der beiden Landesschulen kann nur unter folgenden Bedingungen Statt finden. Der Aufzunehmende (Alumnus oder Extraneer) muß

- 1) das 13te Lebensjahr zurückgelegt, das 15te aber in der Regel noch nicht überschritten haben,
- 2) einer festen Gesundheit sich erfreuen und mit keinem, das Studiren und die Erfüllung der Obliegenheiten, welche die Verhältnisse und Einrichtungen der Schule auflegen, erschwerenden, oder dem künftigen Berufe hinderlichen Leibesgebrechen oder Mängeln behaftet seyn. Bei den Extraneern wird jedoch weniger streng auf die Erfüllung der Bedingungen wegen des Alters und einer festen Gesundheit gesehen, da sie nicht der Schulordnung in ihrer ganzen Strenge unterworfen sind und auf ihre vielleicht minder feste Gesundheit die nöthige Rücksicht genommen werden kann.

Er muß

- 3) das Lob einer guten Gemüthsart und eines sittsamen, bescheidenen und folgsamen Betragens, und
- 4) die weiter unten (§. 12.) näher zu bezeichnenden Kenntnisse, Fertigkeiten und Anlagen besitzen.

Es sind daher den Gesuchen um die Aufnahme die in jeder dieser Hinsichten erforderlichen Bescheinigungen, namentlich also

- a) ein Geburts- und Taufschein,
- b) ein Gesundheitsattest nebst einem Impfscheine,
- c) ein von der Anstalt oder von Privatlehrern, wo oder durch welche der betreffende Knabe oder Jüngling seine bisherige Erziehung und Bildung erhielt, ausgestelltes, ausführliches und ganz bestimmt ausgedrücktes Zeugnis über seine



- aa) Anlagen und Fähigkeiten
  - bb) Kenntnisse und Fortschritte in den einzelnen Gegenständen des ihm bisher ertheilten Unterrichts, (vergl. §. 12.)
  - cc) Sitten und Gemüthsart,
- endlich, wenn wegen Mangels an ausreichenden Unterstützungsmitteln besondere Vergünstigungen nachgesucht worden,
- d) ein Attest der Bedürftigkeit oder der wirklichen Armuth beizufügen. [...]

### §. 12.

#### Wissenschaftliche Anforderungen an Recipienten

Zur Receptionsfähigkeit wird, sowohl bei Alumnen als bei Extraneern, gefordert:

- 1) in der Kalligraphie, eine reine, deutliche, möglichst feste Handschrift, und zwar sowohl in der deutschen, als in der lateinischen Schrift;
- 2) in der deutschen Sprache, so viel Bekanntschaft mit den Regeln der Orthographie, der Grammatik und des Styls, daß der Geprüfte im Stande sey, seine Gedanken schriftlich und mündlich, ohne große Verstöße gegen jene Regeln, deutlich und geordnet auszudrücken;
- 3) im Lateinischen, Kenntniß der grammatischen Formen und Hauptregeln, so weit als sie z. B. in Zumpts, oder in Ramshorns kleiner Schul- oder in einer ähnlichen bekannten Grammatik enthalten sind (mit Ausschluß der Syntaxis ornata) die Fertigkeit ein darauf berechnetes Pensum aus dem Deutschen ins Lateinische schriftlich, so wie eine leichte Stelle aus dem Lateinischen z. B. aus dem Eutropius, Cornelius u. s. w. ins Deutsche mündlich, ohne grobe Fehler und auffallende Sinnentstellung, zu übersetzen; ein ausreichender Vorrath von dem Gedächtnisse eingepprägter Wörter und Redensarten und Kenntniß der ersten prosodischen und metrischen Regeln, namentlich des Baues der Hexameter und Pentameter;
- 4) im Griechischen, richtiges und geläufiges Lesen, fertiges Decliniren und Conjugiren bis mit Einschluß der verba pura und der verba in  $\mu\iota$ , und ein Anfang im Uebersetzen leichter Sätze aus dem Griechischen ins Deutsche;
- 5) in der Geschichte, die Kenntniß der Namen der wichtigsten Völkerschaften und ihrer berühmtesten Männer, so wie der Hauptperioden und der



darin eingeschlossenen wichtigsten Begebenheiten in chronologischer Ordnung;

6) in der Geographie, eine allgemeine Kenntniß der Erdoberfläche nach ihrer mathematischen, physischen und politischen Eintheilung, und eine etwas genauere in Betreff Deutschlands und der Königlich Sächsischen Lande;

7) in andern gemeinnützigen Realien, wie in der Naturgeschichte und Naturlehre [...] so viel, als in jeder guten Volksschule, nach den bekannten Lehr- und Lesebüchern von Nicolai, Rieß, Wilmsen, Hempel u. a. gelehrt und gelernt wird;

8) in der Arithmetik, Fertigkeit und Sicherheit in den gewöhnlichen Elementen und deren praktischer Anwendung bis zur einfachen Regel de Tri mit ganzen und gebrochenen Zahlen;

9) in der Geometrie, Bekanntschaft mit der sogenannten Formen- oder geometrischen Anschauungslehre, so weit diese in guten Bürgerschulen (z. B. nach Denzel, Hoffmann, Graßmann, Diesterweg u. a.) gelehrt und geübt wird;

10) in der Religion, Bekanntschaft mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, so weit man sie von allen wohl unterrichteten Confirmanden fordert, verbunden mit wörtlichem Auswendigwissen der zugehörigen biblischen Beweissprüche und der Hauptstücke des kleinen lutherischen Katechismus, so wie mit der ebenfalls jedem Confirmanden nöthigen Kenntniß der biblischen Historie und der christlichen Religionsgeschichte;

11) in musikalischer Hinsicht, so viel Bildung der Stimme und Uebung im Notentreffen, daß der Aufgenommene dem öffentlichen Unterrichte, der diesfalls ertheilt wird, mit Erfolg beiwohnen könne.

Zu diesen Erfordernissen muß

12) noch gesetzt werden, daß der Recipient gute natürliche Anlagen und Fähigkeiten, und diejenige Verstandesreife besitze, durch die er vermögend sey, das, was er sowohl aus dem öffentlichen Unterricht, als durch Selbstbeschäftigung lernen und sich aneignen soll, nicht bloß mechanisch (mit dem Gedächtnisse), sondern selbstthätig mit Nachdenken aufzuneh-



men und zu verarbeiten.

### Anmerkung

Aufgenommene Knaben, die noch nicht confirmirt sind, werden nach einer besonderen Vorbereitung durch den Lehrer, welcher den Religionsunterricht ertheilt (zu deren Vergütung ein freiwilliges Geschenk verabreicht wird), von dem Geistlichen, an dessen Beichtstuhl die Schüler gewiesen sind, zur Osterzeit confirmirt. [...]

### §. 28.

[...] Ferner soll diesem Lehrer, welcher [...] Verleger genannt wird;

b) in ein engeres und wahrhaft väterliches Verhältnis zu den ihm Empfohlenen sich setzen, durch Belehrungen und Ermunterungen auf Herz und Sinn, auf Sittlichkeit, Fleiß und Ordnungsliebe derselben unmittelbar zu wirken suchen, bei etwa eintretenden Krankheiten oder andern ungünstigen Ereignissen oder Zuständen rathend und helfend ihnen zur Seite stehen, und überall, wo der Zögling sich rathlos und verlassen fühlen würde, zwischen Aeltern und Sohn, wie zwischen Aeltern und Schule, vermittelnd und verständigend eintreten. Aeltern und Vormünder werden die Wohlthätigkeit dieses Verhältnisses gehörig zu würdigen wissen und in demselben die stärkste Aufforderung finden, den Verlegern ihrer Kinder volles Vertrauen zu schenken, durch welches allein die wahre Absicht der fraglichen Verbindung vollständig erreicht werden kann; namentlich werden sie es sich zur Pflicht und zur Regel machen, in keine Angelegenheit, die für das äußere und innere Leben ihrer Söhne oder Pflegebefohlenen von Wichtigkeit ist (z.B. in Betreff außerordentliche Reise, nöthig befundene Curen, einer etwaigen Veränderung des Studien- oder des ganzen Lebensplanes, des vor der gewöhnlichen Zeit zu bewerkstelligenden Abganges von der Schule u. s. w.), mit ihren Söhnen etwas zu verabreden oder zu beschließen, ohne vorher mit dem Verleger darüber offen und freundlich verhandelt zu haben.

Königlich Sächsisches Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts: „Bekanntmachung über die Erfordernisse der Aufnahme als Zögling in eine der beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma das dabei Statt findende Verfahren und die für die Aufgenommenen zu erfüllenden Verpflichtungen s.w.d.anh.“, vom 7. Dezember 1832, Dresden 1833, in: Acta, die Landschule Grimma und was dem anhängig betreffend, Vol. II., Anno 1827, Bl. 93r-105v, hier: Bl. 97v-99r, 103v [Stadtarchiv Leipzig: Stift VIII A 6a Bd.2].



# Fürstenschule Meißen

## Staatliches Gymnasium

[...]

### Aufnahmebedingungen

1. Die Fürstenschule Meißen (gegründet 1543) ist ein staatliches Gymnasium.

Das Reifezeugnis der Schule berechtigt ohne irgendwelche Zusatzprüfung zum Studium aller Fächer an allen Universitäten und technischen Hochschulen des Deutschen Reiches wie zum Eintritt in alle Berufe, für die das Reifezeugnis einer achtstufigen höheren Lehranstalt als Voraussetzung gefordert wird (z.B. Offizierslaufbahn).

Die Schule legt besonderen Wert auf die Begabung ihrer Schüler, wie auf körperliche und charakterliche Tüchtigkeit. Neben der wissenschaftlichen Ausbildung steht die Erziehung zu Zucht und Ordnung, zu Ein- und Unterordnung, zu Kameradschafts- und Gemeinschaftsgeist.

2. [...]
3. Die Anmeldung hat schriftlich bei dem Oberstudiendirektor einzugehen. Beizufügen sind

ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf,  
ein Lichtbild,  
Impfscheine, ärztliches Zeugnis,  
die Schulzeugnisse,  
ein beglaubigter Abstammungsnachweis.

[...]

Es ist selbstverständlich, daß jeder neue Schüler der Hitlerjugend, bzw. dem Deutschen Jungvolk beitrifft.

Anonymus: „Aufnahmebedingungen“, Meißen o. J. [Afraner-Augustiner-Archiv Grimma, Schrank Sankt Afra, dort: St. Afra im Dritten Reich].



## Erziehung zum Bürger?

Sabine Mischner (A 2002-2008)

Der folgende Text ist eine stark gekürzte BeLL, die sich mit der Situation der Fürstenschule Sankt Afra im 19. Jahrhundert befasst. Genauer gesagt geht es um die Frage, ob Afra in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an alten Traditionen festhielt und Fürstendiener ausbildete, oder ob es die Schüler im Sinne der aufkommenden ‚nationalen Bewegungen‘ zu ‚Bürgern‘ erzog. Denkt man an die Revolutionen dieser Zeit – Französische, Juli- und Märzrevolution – dann sieht man, wie drängend solche Fragen der Orientierung in dieser Zeit gewesen sind. Neben einer historischen Einordnung findet sich in dem hier abgedruckten Abschnitt lediglich der Vergleich zwischen zwei wichtigen Dokumenten – der Gründungsurkunde Afras und einer Schulordnung aus dem Jahr 1832. In der vollständigen BeLL wird eine weitere Schulordnung aus dem 18. Jahrhundert einbezogen, wie auch Straf- und Untersuchungsakten zu einem Selbstmord in Afra 1828.

Literatur, die nicht unmittelbar für den vorliegenden Abschnitt verwendet wurde, wird hier nicht aufgeführt. Dafür und natürlich für die ungekürzte Version sei auf die BeLL unter dem Titel „Die sächsische Fürsten- und Landesschule Sankt Afra zu Meißen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erziehung zum Bürger?“ (Meißen, 11. Januar 2008) verwiesen.

### Definition des Begriffes „Bürger“ für die vorliegende Arbeit<sup>2</sup>

Im 18. Jahrhundert ist im deutschen Raum weitestgehend das geburtsständische Prinzip vorherrschend, d.h., dass durch die Stellung des Vaters nicht nur die Ausgangssituation für den Lebensweg, sondern auch der weitere Verlauf für oftmals mehrere Generationen festgelegt wird. Für die Menschen bedeutet das, dass ihre soziale und berufliche Mobilität äußerst gering war. Im System der ständi-

---

<sup>2</sup> Nach Lothar Gall, „Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft“, München 1993, Band 25; in: Enzyklopädie deutscher Geschichte, Oldenbourg Verlag; hier: S.3-49.

Da es unzählige Studien zur Entstehung und Geschichte des deutschen Bürgertums gibt, beschränkt sich die Verfasserin auf eine Hauptquelle, da sonst kein kurzer und verständlicher Aufriss des Begriffes möglich wäre. Für eine ausführliche Darstellung sei daher hier auf die Literaturangaben des verwendeten Buches verwiesen (Gall, „Bürgerliche Gesellschaft“, S. 105-136).



schen Gesellschaft sticht die Symbiose von Berufs- und Lebensordnung als Hauptmerkmal heraus.

Zum Ende des 18. Jahrhunderts ergeben sich, abgesehen von vielfältigen Differenzierungen, vier Großgruppen in der deutschen Gesellschaft. Die Einordnung der Bürger ist am schwierigsten nachzuvollziehen. Das Bürgertum in der Ständegesellschaft beruht zum einen formal auf dem Erwerb des städtischen Bürgerrechtes, und zum anderen auf den damit verbundenen Qualifikationen. Man braucht dafür den Nachweis eines selbstständigen, existenzsichernden Berufes und ein Minimum an Besitz.

Beeinflusst von der Aufklärung, werden in vielen Teilen Europas Agrarreformen durchgeführt, das Recht normiert und damit für nichtprivilegierte Untertanen verbessert, die Gewerbepolitik zur Begünstigung von Manufakturen genutzt, Verwaltung und Justiz rationalisiert, Pressefreiheit begrenzt gewährt u. v. m. In den Städten kommt ein stark expandierendes Handelsbürgertum hinzu, wie auch ein sich erweiternder Markt für das – später so genannte – Bildungsbürgertum.

Damit entfalten sich neue Aufstiegschancen in diesen Teilen der Gesellschaft und resultieren in einer höheren sozialen Mobilität. Dies manifestiert sich in der Mentalität des neu entstehenden Bürgertums, da neben der Daseinssicherung die Möglichkeit des individuellen Aufstiegs durch Chancengleichheit und beseitigte geburtsständische Prinzipien wichtig wird. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kann sich eine stetig wachsende Zahl von Menschen mit diesen Ideen identifizieren.

Bei der Entwicklung des Bürgerbegriffes spielen drei Faktoren eine wichtige Rolle: die Aufklärung, die Französische Revolution und der wachsende Druck des absoluten Staates. Die Aufklärung bringt eine neue Komponente in die Idee vom Bürger ein, indem sie den Hauptakzent auf Bildung legt. In Deutschland bestimmt die Formel „Besitz und Bildung“ das Verständnis vom Bürger. Des Weiteren wird ein gewisser Antiabsolutismus zum Kennzeichen der städtischen Bürger, da diese sich gegen die wachsenden Ansprüche des Staates und seiner Bürokratie wenden.

Wichtiger als teilweise vorhandener Antiabsolutismus und Antiaristokratismus sind für die Bürger am Anfang des 19. Jahrhunderts die Vorstellungen einer

## Fotos



Foto 1: Gruppenfoto vom Akademischen Wochenende in Erfurt. Zu sehen sind (von links nach rechts): Friedemann Hückfen (A 2002-2005), Krystina Weiß (A 2001-2007), Christina Woitschek (A 2001-2007), Saskia Beuchel (A 2002-2005), Christoph Rother (A 2002-2005), Katrin Gellrich (A 2001-2007), Laura Kaufmann (A 2002-2005), Fabian Kempe (A 2005-2008), Sabine Mischner (A 2002-2008), Katharina Glomb (A 2002-2005) und Thomas Kirchner (A 2001-2004).



Foto 2: Blick von Erfurter Petersberg auf den Domplatz



Foto 3: Christine Seifert (links) zusammen mit Andrea aus Honduras und Benoni aus Ghana bei einer Exkursion vor dem Second World War Memorial in Washington, D.C.



Foto 4: Schulsprecherin Donata von Reibnitz



Foto 5: Freude bei den Gewinnern des Fummels 2004: Küchenchef Schönberg und seinem Team.



Foto 6: Narrenfreiheit am 11.11.2003: Die 11. Klasse im Besitz des Schlüssels.



Foto 7: Probieren geht über studieren: Dorothee als Praktikantin im afranischen Unterricht.



Foto 8: An alter Wirkungsstätte: Schon als Schülerin hatte Dorothee regelmäßig am Theatersport teilgenommen.

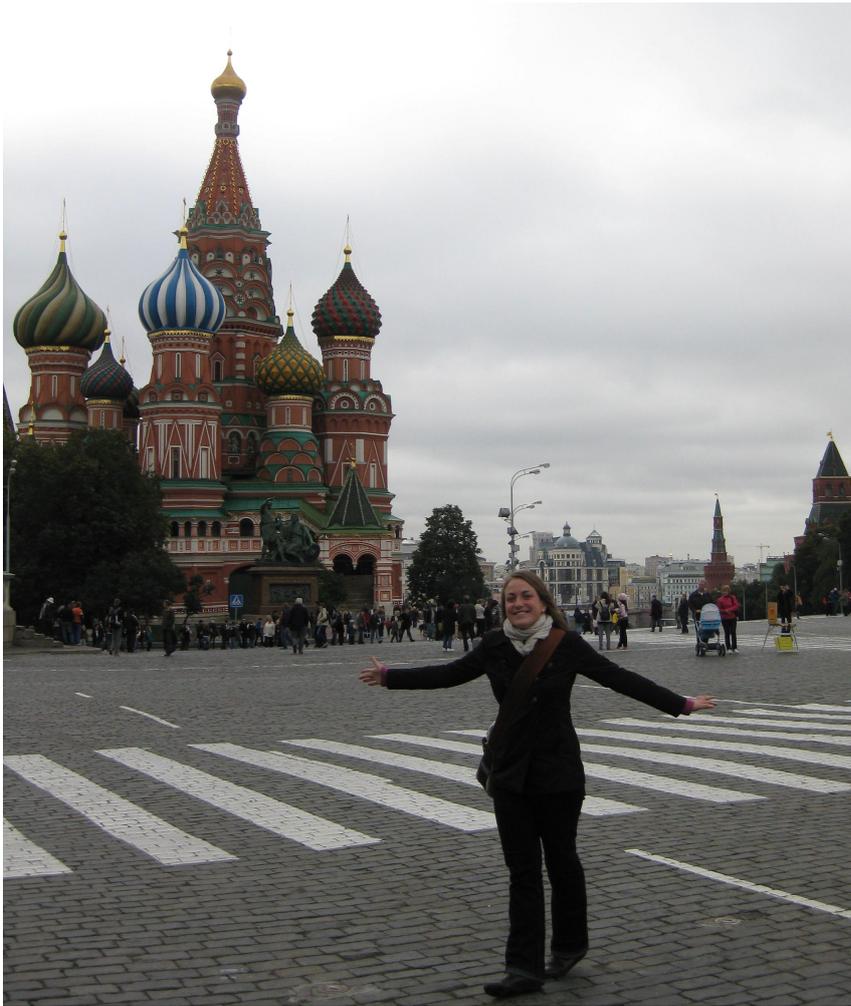


Foto 9: Marie-Louise Arlt in Moskau



Foto 10: Technologie-Praktikum: Herstellung von Pellets



Foto 11: Famulatur Krankenhausapotheke: Herstellung von Augentropfen



Foto 12: Chemie-Praktikum:  
Organische Synthese

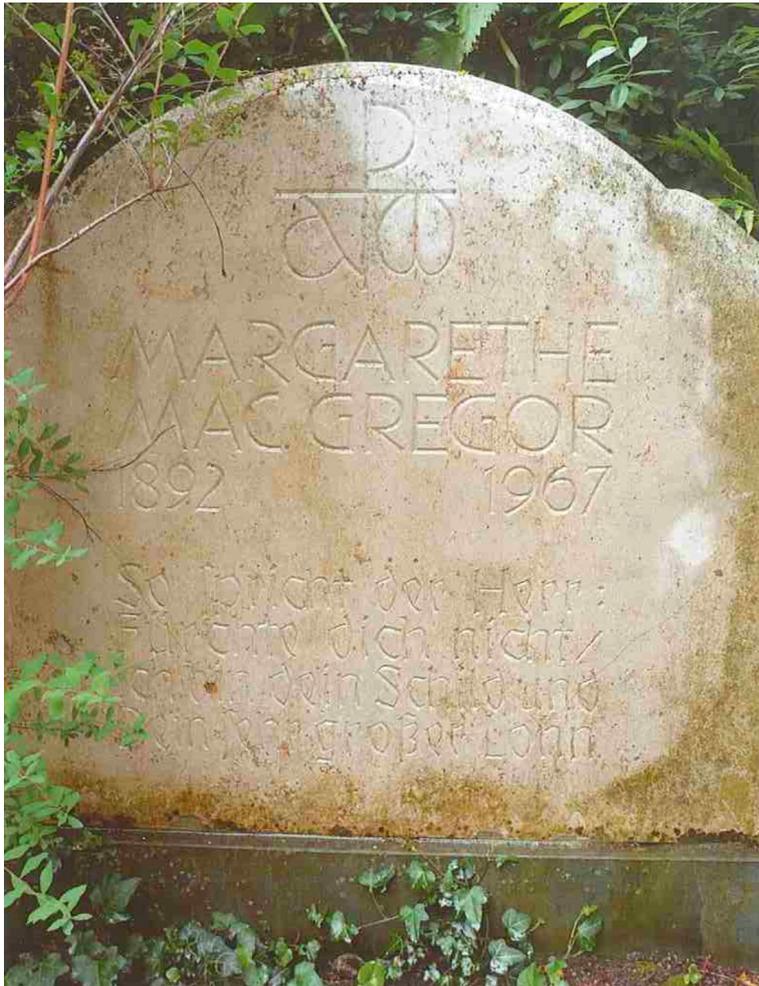


Foto 13: Grab von Frau MacGregor auf dem Friedhof am Lerchaweg



Foto 14: Die Klassengemeinschaft A 42 in der Aula von Schulpforta im Juni 2009



Foto 15: Das frisch enthüllte Denkmal der Legionäre in Krakau, November 2008



Foto 16: Józef Piłsudski und die Unabhängigkeit: Ausstellung von Schülerarbeiten in einer Breslauer Kirche, November 2008



nicht mehr ständischen, also allgemeinen Bildung, die Emanzipation ermöglicht. In dieser Gruppe ist sowohl der gesellschaftliche Aufstieg, als auch der Abstieg möglich.

### Bildungsbürgertum und Bildung<sup>3</sup>

Anfang des 18. Jahrhunderts nähern sich die Begriffe gebildet und studiert an, sodass sie schließlich teilweise gleichgesetzt werden. Dagegen erhebt sich allerdings Widerspruch. Primär ginge es nicht um die mittelalterliche Gelehrsamkeit, sondern um eine Bildung, die soziale und kulturelle Bindungen aufgreift, vertieft und weiter trägt, sodass der Gebildete einen konkreten, menschlichen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben leisten kann und soll, der jedoch nichts mit dem Bild des Beamten als Fürstendiener zu tun hat, zumindest nicht zwangsläufig.<sup>4</sup> Der Anspruch, den man an Bürger und Bildung stellt, ist demnach ziemlich hoch. Andererseits setzt er bewusste Akzente gegen das Bild des Beamten als Fürstendiener, der über der Bürokratie das Ziel seiner Arbeit – die Interessen der Bürger seines Staates – aus den Augen verliert.

### Reformatorisches Obrigkeits- und Erziehungsverständnis

Bei der Staatsauffassung der Reformatoren wird sich die Verfasserin hauptsächlich auf die Zwei-Reiche-Lehre Martin Luthers beziehen, da diese die am meisten besprochene Sichtweise der Reformatoren zu diesem Thema ist.<sup>5</sup> Luthers Menschenbild ist das eines Wesens, das, „sofern [.../es] nicht durch Christus erneuert, wiedergeboren ist, durch und durch egozentrisch bestimmt“<sup>6</sup> ist. Daher hat Gott in der Welt die Obrigkeit eingesetzt, die den „Krieg aller gegen alle“<sup>7</sup> verhindert. Für Luther ist die weltliche Obrigkeit vollkommen unabhängig von der Geist-

---

<sup>3</sup> Nach: Gall, „Bürgerliche Gesellschaft“, S. 34. Das Bildungsbürgertum setzt sich zusammen aus Professoren, Lehrern, Ärzten, Juristen im staatlichen und städtischen Dienst und der Geistlichkeit der unteren und mittleren Ränge zusammen, in evangelischen Gebieten auch der oberen Ränge. Sie unterstützen einen Ausgleich mit den reformbereiten Kräften der alten Führungsschichten.

<sup>4</sup> Vgl. Morgenblatt für gebildete Stände, Jg. 3, Nr. 255, 25.10.1809, S.1020; in: Ulrich Engelhardt, „Bildungsbürgertum. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts“, Stuttgart 1986, Band 43; in: Werner Conze (Hrsg.), Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, hier: S. 89f.

<sup>5</sup> Luther selbst maß diesem Thema nicht den hohen Stellenwert bei, den ihm spätere Generationen zuschrieben. Vgl. Walther von Loewenich, „Luthers Stellung zur Obrigkeit“, 1966, in: Gunther Wolf (Hrsg.), „Luther und die Obrigkeit“, Darmstadt 1972, S. 425-442, hier: S.425.

<sup>6</sup> Kurt Dietrich Schmidt, „Luthers Staatsauffassung“, 1961, in: Gunther Wolf (Hrsg.), „Luther und die Obrigkeit“, Darmstadt 1972, S.181-195, hier: 184.

<sup>7</sup> Schmidt, „Staatsauffassung“, S.184.



lichkeit.<sup>8</sup> Für ihn gehört zum Amt der Obrigkeit ebenso der Gebrauch des Schwertes, sodass dadurch die Weisungen der Bergpredigt<sup>9</sup> und das fünfte Gebot, ‚Du sollst nicht töten‘, nicht verletzt würden. Im Gegenteil, Luther geht davon aus, dass die Obrigkeit das Liebesgebot nur dann erfüllt, wenn sie ihrer Schutzpflicht nachkommt. Da er zwischen Amt und Person unterscheidet, gelten nach Luthers Meinung die Weisungen der Bergpredigt für alle Christen; aber in einer Situation, in der Autoritätspersonen, also neben Fürsten, Richtern, Polizisten usw. auch Eltern, Lehrer und Meister, die Pflicht haben, ihr Amt als Schützende auszuüben, sind sie nicht direkt an die Bergpredigt gebunden.

Prinzipiell verneint Luther das Recht zum Ungehorsam<sup>10</sup> gegenüber der Obrigkeit. Allerdings müsse Gehorsam da aufhören, wo man wider Gottes Gebote handeln würde.

Luther eröffnet der Obrigkeit auf der einen Seite eine Fülle an Handlungsmöglichkeiten. Auf der anderen Seite räumt er ihr nur äußerlich Platz ein; einen staatstotalitären Anspruch auf das Herz und den Gehorsam ihrer Untertanen wehrt er entschieden ab. Zudem nimmt er die Obrigkeiten jeglicher Art in die Pflicht. Davon zeugt z. B. seine Vorstellung von Erziehung. Zuerst einmal sind die Eltern eines Kindes für seine Erziehung zuständig; der Staat übernimmt sie in dem Fall, dass die Eltern dieser Aufgabe nur ungenügend nachkommen. In Melanchthons Werk verbinden sich humanistische Elemente, die die Kontinuität der Schulbildung in der Reformationszeit sichern, mit den pädagogischen Ideen Luthers.<sup>11</sup> Für diesen steht eine strategische, bildungspolitische Ausrichtung im Vordergrund, aber er hält das Fehlen von Schulen für eine

„Verachtung von Gottes Wort; denn dieses bekräftigt und bestätigt die Verpflichtung zur Erziehung und Unterweisung der Jugend und schärft die Verantwortung für die Erhaltung der beiden Regimente Gottes ein, wozu es der Schulen bedarf.“<sup>12</sup>

<sup>8</sup> v. Loewenich, „Obrigkeit“, S. 424.

<sup>9</sup> „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“, Mt. 5, 9, in: „Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers“, 1997.

<sup>10</sup> Schmidt, „Staatsauffassung“, S.186.

<sup>11</sup> Zu Melanchthons Verdiensten um Bildung und Luthers Erziehungsverständnis u. a. Franz Hofmann, „Pädagogik und Reformation. Von Luther bis Paracelsus.“, Berlin 1983.

<sup>12</sup> Werner Reininghaus, „Elternstand, Obrigkeit und Schule bei Luther“, Heidelberg 1969, S. 10. Dieses Anliegen äußert er auch vielfach gegenüber den seiner Meinung nach zuständigen Stellen, z. B. in seinem Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ (1520) und „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ (1524).



## Beamte im beginnenden 19. Jahrhundert

Für die sächsischen Beamten bedeutet dies am Anfang des 19. Jahrhunderts, dass sie in ihrer überlieferten Position vorrangig Fürstendiener sind, was auch ihrem rechtlichen Status entspricht. Durch die modernen Staatstheorien, die den Fürsten als Staatsoberhaupt sehen, welches für die Sicherheit und Wohlfahrt seiner Einwohner zuständig ist, ändert sich auch die Stellung der Beamten. Ihr Eid und ihre Pflicht beziehen sich nicht länger auf das Staatsoberhaupt, sondern auf den Staat als abstrakte Idee. Sie stehen noch immer dem Regenten zur Seite, doch sind sie

„durch die Bindung an das Gesetz für ihre Handlungen dem Zugriff des Monarchen entzogen, [...] [und sie gewinnen] gerade dadurch einen Spielraum für eigenverantwortliche Entscheidungen im Rahmen ihrer gesetzmäßigen und damit gegenüber der Vergangenheit relativ kontrollierbaren Amtsführung“<sup>13</sup>.

In Sachsen wandelt sich die rechtliche Position der Beamten 1835 vom Fürstenzum Staatsdiener<sup>14</sup>. Bedenkt man, dass sich aufgrund einer Gesetzesänderung die Arbeitspraxis nur langsam an die neuen Umstände anpassen dürfte, erscheint es wahrscheinlich, dass diese Maßnahme kurzfristig keine großen Umwälzungen bewirken. Andererseits ist es möglich, dass die berufliche Praxis vorher schon durchgesetzt hatte, was erst mit den modernen Staatstheorien gesetzliche Wirklichkeit wird.

## Die Funktion der sächsischen Fürstenschulen im Zeitenwan- del

### *Die Gründung der sächsischen Fürsten- und Landesschule Sankt Afra 1543*

Angestoßen durch reformatorische Aufrufe<sup>15</sup> erlässt der sächsische Herzog Moritz „Des durchlauchtigen Hochgeborenen Fürsten, Herrn Moritzen, Hertzogen zu Sachsen, Landgrafen in Düringen und Marggraven zu Meissen dreier Schulen und in etlichen anderen Artikeln Neue Landesordnung“<sup>16</sup>, die am 23. Mai 1543 rechtskräftig ist. In ihr legt er die Gründung dreier Schulen fest, „damit es mit

---

<sup>13</sup> Hansjoachim Henning, „Die deutsche Beamtenschaft im 19. Jahrhundert. Zwischen Stand und Beruf“, Stuttgart 1984, hier: S. 16.

<sup>14</sup> Henning, „Beamtenschaft“, S. 17.

<sup>15</sup> Martin Luther, „An die Ratsherren...“, in: Werner Reininghaus, „Elternstand, Obrigkeit und Schule bei Luther“, Heidelberg 1969, S. 13.

<sup>16</sup> Zitiert nach: Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 33.



der Zeit an Kirchen-Dienern und anderen gelehrten Leuten, in unsern Landen nicht Mangel gewinne<sup>17</sup>. Er schließt sich also in seinen Überlegungen zur Zukunft der Bildung und seines Landes Luther an, und setzt als einer der ersten dessen Ruf nach christlichen Schulen um. Wie Luther glaubt, man muss die Jugend „auch lehren, den Dienst in den weltlichen Berufen als Gottesdienst anzusehen und ihren Stand christlich zu führen“<sup>18</sup>, so verfügt Moritz, dass sie „zu Gottes Lobe, und im Gehorsam erzogen“<sup>19</sup> werden soll. In drei aufgelösten Klöstern eröffnet man Schulen für Jungen, für die man drei Grundvoraussetzungen braucht – man muss aus Sachsen kommen, ein Junge sein und dem protestantischen Glauben angehören. Durch die große Zahl der Freistellen, die an den Schulen eingerichtet werden, können prinzipiell Jungen aller sozialen Schichten ausgebildet werden, solange sie für begabt genug befunden werden.

Nach dem Werk „Die Fürsten- und Landesschulen Meißen, Schulpforte und Grimma. Lebensweise und Unterricht über Jahrhunderte“ dient die Errichtung der Fürstenschulen „einerseits unbestritten der Festigung des Territorialfürstentums; andererseits waren die Humanisten, die das Antlitz solcher Bildungseinrichtungen prägten, echte Revolutionäre“<sup>20</sup>. Anhand der Quellen dieses Buches und auch anderer Abhandlungen ist diese Aussage allerdings schwer zu belegen; fest steht, dass der Anspruch der Fürstenschulen humanistisch motiviertes Bildungsstreben ist, wobei sich jedoch der Schullalltag an den Traditionen zur Disziplinierung orientiert, sodass das Leben auch in Afra sehr dem der mittelalterlichen Klosterschulen ähnelt.

Charakteristika, die dafür sprechen, dass humanistische Ideen bewusst aufgegriffen werden, stellen z. B. die Freiräume (und die damit verbundene Pflicht) der Schüler zum selbstständigen Studium dar.<sup>21</sup> Man kann zwar nicht von einer Anpassung des Lehrstoffs an die Fassungskraft der Schüler im eigentlichen Sinn reden, denn durch die sorgfältige Auswahl der Jungen passt man eher die Schüler dem Anspruch der Schule an, aber durch die flexible Versetzung in die höhe-

---

<sup>17</sup> Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 33.

<sup>18</sup> Werner Reininghaus, „Elternstand, Obrigkeit und Schule bei Luther“, Heidelberg 1969, S. 14.

<sup>19</sup> Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 33.

<sup>20</sup> Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 46.

<sup>21</sup> Nach: Hofmann, „Pädagogik“, S. 35.



ren Klassen, die vom Lernfortschritt des Schülers abhängt, ist dieses Prinzip dennoch umgesetzt.

Durch die Zusammensetzung der Schüler zeigt sich, dass schon am Ende des 16. Jahrhunderts die Zahl der Schüler, die aus adligem Hause stammen, sogar in Afra sehr gering ist. Zwischen 1590 und 1599 werden 18 aufgenommen, und demgegenüber stehen 213 sog. „bürgerliche Knaben“<sup>22</sup>, trotz der Nähe zur Residenzstadt Dresden.

### *Ziele der Ausbildung in der Schulordnung von 1832*

Die „Bekanntmachung über die Erfordernisse der Aufnahme als Zögling in eine der beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma [...]“<sup>23</sup> hebt die Vorteile des Internatslebens hervor, denn sie weist daraufhin, dass die Fürstenschulen „nicht nur Unterrichts-, sondern auch Erziehungsanstalten seyn“<sup>24</sup>. Die Erziehung habe zum Ziel, dass

„eine festgesetzte Anzahl fähiger Knaben und Jünglinge [...] zu den academischen Studien, wie überhaupt für das höhere wissenschaftliche Leben tüchtig vorbereitet, [und] zu einer sittlich ernsten und religiösen Denk- und Sinnesart gebildet, durch dieses Alles aber zu dereinstiger würdiger und segensvoller Verwaltung öffentlicher Aemter, die das Vaterland ihnen anvertrauen wird, oder zu einem anderen, wissenschaftlichen Ausbildung erfordernden Berufe geschickt gemacht werden.“<sup>25</sup>

Hier wird deutlich, dass nicht nur die Ausbildung, sondern auch das Leben dieser begabten Jungen ein Ziel haben soll – die Aufgaben zu erfüllen, die ihnen das Vaterland stellt. Es geht nicht nur um redliche Pflichterfüllung, sondern auch um innere Hingabe an den Staat, und das ist es, was kein Staat erwarten oder gar verlangen kann. Eine Regierung würde damit ihr weltliches Regiment überschreiten und versuchen, in das geistliche einzugreifen, um es mit dem Vokabu-

---

<sup>22</sup> Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 55.

Die Verwendung des Begriffes „bürgerlich“ bezeichnet in diesem Fall vorrangig die nicht adelige Herkunft der Schüler, und ist weniger als spezifischer Ausdruck für Bürgertum anzusehen.

<sup>23</sup> „Bekanntmachung über die Erfordernisse der Aufnahme als Zögling in eine der beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma das dabei Statt findende Verfahren und die für die Aufgenommenen zu erfüllenden Verpflichtungen s.w.d.anh.“, vom 7. Dezember 1832, Dresden 1833, in: Acta, die Landschule Grimma und was dem anhängig betreffend, Vol. II., Anno 1827, Bl. 93r-105v, hier: 94r [StA Lei, Stift VIII A 6a Bd.2].

Die dritte, ehemals sächsische Fürsten- und Landesschule Schulpforte war im Zuge der Lösung der Polnisch-Sächsischen Frage während des Wiener Kongresses an Preußen gefallen, da es in dem Territorium liegt, welches Preußen zugesprochen wurde. Zur weiteren Entwicklung u. a. Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 110-112, bzw. Gerhard Arnhardt, „Schulpforte – eine Schule im Zeichen der humanistischen Bildungstradition“, Berlin 1988, 25: Reihe A; in: Kommission für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.).

<sup>24</sup> „Erfordernisse der Aufnahme“, 95r.

<sup>25</sup> „Erfordernisse der Aufnahme“, 95r.



lar Luthers auszudrücken. Darüber hinaus widerspricht die neue Schulordnung auch den bildungsbürgerlichen Vorstellungen der Beziehung zwischen Obrigkeit und Individuum, wie im Abschnitt „Bildungsbürgertum und Bildung“ bereits ausgeführt.

Man nimmt sich in Afra früher dem „Nationalen in der Erziehung“<sup>26</sup> an als beispielsweise in Schulpforte<sup>27</sup>. In dieser Hinsicht symbolisieren die Aufnahmebedingungen eine Öffnung der Schulen zugunsten der sich verändernden gesellschaftlichen Situation, die durch aufkommende Nationalbewegungen geprägt ist. Die grundsätzliche Ausrichtung der Schule ist 1832 also die gleiche wie 1773<sup>28</sup> und 1543. Genauso verhält es sich übrigens mit der Schulordnung aus dem Jahr 1895, die sich von der des Jahres 1832 inhaltlich nicht unterscheidet; lediglich sprachlich wurde die Fassung verändert.<sup>29</sup>

### Zusammenfassung

Prägend für die Ergebnisse der Untersuchungen ist vor allem eines – ein Zwiespalt zwischen gezielter Gelehrsamkeit im mittelalterlichen Sinn und Bildung, der sich wie ein roter Faden durch die Jahrhunderte zieht. Diese Zweiteilung des Bildes der Fürstenschule rührt vermutlich nicht zuletzt daher, dass sich die Kontinuität der Bildungstradition Sankt Afras durch zwei Charakteristika auszeichnet – durch das Ziel, zuverlässige Diener des Staates auszubilden und durch die von Anfang zum Teil humanistische Ausrichtung der Schule.

Mit den Veränderungen der politischen Rahmenbedingungen im 19. Jahrhundert wird die alte, für den Erhalt des Staates nützliche Rolle des Fürstendiener in der letzten Konsequenz gegenstandslos. Anfang des 19. Jahrhunderts orientiert man sich, entsprechend der Tradition, neuhumanistisch. Doch auch diese Ausrichtung wird „überschattet“ vom Obrigkeitsverständnis der Autoren der Schul-

---

<sup>26</sup> Arnhardt, Reinert, „Lebensweise“, S. 116. Vgl. „Erfordernisse der Aufnahme“, 98v zum Erlernen der deutschen Sprache, Geschichte und Literatur.

<sup>27</sup> Eine kurze Erläuterung zum verbindenden Charakter der deutschen Sprache für das deutsche Bildungsbürgertum z. B. Pia Schmid, „Zeit des Lesens – Zeit des Fühlens. Anfänge des deutschen Bildungsbürgertums. Ein Lesebuch“, Darmstadt 1985, S. 13-16.

<sup>28</sup> Vgl. Sabine Mischner, „Die sächsische Fürsten- und Landesschule Sankt Afra zu Meißen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erziehung zum Bürger?“, Meißen 2008 [Bibliothek des Sächsischen Landesgymnasiums Sankt Afra in Meißen], S. 19-21.

<sup>29</sup> „Bekanntmachung über die Aufnahme von Zöglingen der beiden Fürsten- und Landesschulen zu Meissen und Grimma, 25. Februar 1895, Dresden o. J.; in: Akten, Landesschule Grimma [betr.], 1924-1937 [StA Lei, Schulamt Kap. I Nr. 521,1].



ordnungen – die Erziehung der Schüler ist weitaus obrigkeitshöriger, als Luther, auf den man sich damit beruft, es vermutlich jemals gutgeheißen hätte. Unabhängig von den äußeren Veränderungen der kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Lage bildet man in Afra weiterhin humanistische Fürstendiener aus. Der Patriotismus, zu dem die Schüler erzogen werden sollen, ist zwar eher moderat und vernünftig, doch steht 1773 klar der gehorsame Afraner im Vordergrund – denn jeder, nicht nur ein Afraner, der keinen Gehorsam kennt, ist „dem gemeinen Wesen nichts nütze und allezeit schädlich“<sup>30</sup>. Auch die ca. sechzig Jahre später entstandene Schulordnung lässt keinen Zweifel daran, dass allein der Nutzen, den die Afraner dem Staat in ihrem Beruf sein werden, Rechtfertigung dafür sein kann, dass sie ausgebildet werden. Bildung um des Menschen willen, und Staat um des Bürgers willen ist diesen Schulordnungen fremd.

Ist das obrigkeitshörige Element in der Ausbildung der Afraner in der Praxis tatsächlich so ausgeprägt gewesen, wie es die Schulordnungen fordern, dann war die Ausrichtung der Schule aus heutiger Sicht rückständig und politisch problematisch. Anhand der der Verfasserin vorliegenden Quellen ist dieser Zwiespalt nicht auflösbar, und so muss die Frage, ob die Fürstenschule Sankt Afra ihre Schüler in der Zeit des Übergangs zur bürgerlichen Gesellschaft zu Bürgern erzog, zumindest teilweise unbeantwortet bleiben. Die Tendenzen jedoch, die sich abzeichnen, weisen darauf hin, dass Afraner zwar nicht grundsätzlich entgegen, aber ziemlich sicher nicht im Sinne der (bildungs-) bürgerlichen Ideen erzogen worden sind. Dass die Schule womöglich je nach Persönlichkeit des Schülers andere Sichtweisen förderte, suggeriert die Rolle Ernst Volkmar Kohlschüters und zweier seiner Brüder bei der Revolution 1848/49 in Sachsen. Dass die drei Afraner Brüder sind und alle eine Beamtenlaufbahn eingeschlagen haben, macht ihre unterschiedlichen Positionen umso spannender.

„Der ältere Bruder des Superintendenten war Geheimrat und stellvertretender [Innen-] Minister [...] und hat die politischen Prozesse gegen die Aufrührer von 1849 von der Regierungsseite her geführt. Der zweite Bruder, Rudolf, war ein besonders in liberalen Kreisen hochangesehener Rechtsanwalt - Jus-

---

<sup>30</sup> „Erneuerte Schulordnung für die Chur-Sächsischen drey Fürsten- und Landesschulen Meissen, Grimma und Pforta [vom 17. März 1773]“; in: „Zweyte Fortsetzung des Codicis Augustei, oder anderweit vermehrtes Corpus Juris Saxonici, worinnen die in dem Churfürstenthum Sachsen und darzu gehörigen Landen, Auch denen Marggrafthümern Ober- und Niederlausitz, ergangene Mandata, Generalia, und andere gesetzliche Vorschriften bis zum Jahre 1800 enthalten, nebst einem Inhalts-Verzeichnisse, Marginalien und Registern, mit Ihrer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen gnädigster Bewilligung herausgegeben [Erste Abtheilung]“, Leipzig 1805, Sp. 67-139; in: Stadtarchiv Leipzig; hier: Sp. 97.



tizrat - in Dresden und verteidigte oft dieselben Leute, die der ältere zur Anklage gebracht hatte. Der dritte Bruder [...] wirkte von der Kanzel her zur Versöhnung der aufgeregten Parteien.“<sup>31</sup>

—

## Bibliographie

Eine kleine Auswahl an Primärquellen – für das vollständige Literaturverzeichnis siehe BeLL.

### Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden

Findbuch „Landesschule Meißen“

Bestandssignatur 10112

1809 – unbekannter Verfasser: „Schul-Amts Meissen Acta. Land-Schul Disciplinarsachen betr.“, Meißen 1754-1842.

1934 – verschiedene Verfasser: „Schul-Inspections Acta. Die Vergehungen und Bestrafungen der Schüler an der Landschule Meissen, auch andere disciplinelle Gegenstände betr.“, Meißen 1825 – 1831.

Insbesondere: Chalybäus, Prof. Heinrich Moritz: „Ganzgehorsamster Vortrag.“, Meißen, 5. April 1829, 91r-98r.

1938 – unbekannter Verfasser: „Schul-Inspections Acta. Die Untersuchung und Abhülfe der Mängel in der Disciplin bey der Landschule Meissen betr.“, Meißen 1827.

1939 – unbekannter Verfasser: „Die Untersuchung des in der Landschule eingerissenen Pennalismus“, Meißen 1827.

1940 - Keck von Schwarzbach, Wilhelm August: „Den Selbstmord des Alumnus Carl Rudolph Fritzsche und des Alumnus August Wilhelm Hering betr.“, Vol. I, Meißen 1828-1833.

1942 - Keck von Schwarzbach, Wilhelm August: „Die wider den Alumnus Robert Alexander Lincke wegen Verdachts begangener Unsittlichkeiten geführte Untersuchung betr.“, Vol. III, Meißen 1828.

### Stadtarchiv Leipzig

„Erneuerte Schulordnung für die Chur-Sächsischen drey Fürsten- und Landesschulen Meissen, Grimma und Pforta [vom 17. März 1773]“; in: „Zweyte Fortsetzung des Codicis Augustei, oder anderweit vermehrtes Corpus Juris Saxonici, worinnen die in dem Churfürstenthum Sachsen und darzu gehörigen Landen, Auch denen Marggraffthümern Ober- und Niederlausitz, ergangene Mandata, Generalia, und andere gesetzliche Vorschriften bis zum Jahre 1800 enthalten, nebst einem Inhalts-Verzeichnisse, Marginalien und Registern, mit Ihrer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen gnädigster Bewilligung herausgegeben [Erste Abteilung]“, Leipzig 1805.

„Bekanntmachung über die Erfordernisse der Aufnahme als Zögling in eine der beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma das dabei Statt findende Verfahren und die für die Aufgenommenen zu erfüllenden Verpflichtungen s.w.d.anh.“, vom 7. Dezeber 1832, Dresden 1833, in: Acta, die Landschule Grimma und was dem anhängig betreffend, Vol. II., Anno 1827, Bl. 93r-105v [Stift VIII A 6a Bd.2].

„Bekanntmachung über die Aufnahme von Zöglingen der beiden Fürsten- und Landesschulen zu Meissen und Grimma, 25. Februar 1895, Dresden o. J.; in: Akten, Landesschule Grimma [betr.], 1924-1937; in: Schulamt Kap. I Nr. 521,1.

---

<sup>31</sup> [http://www.zenker.se/Anor/lebensbeschreibung\\_walther\\_zenker.shtml](http://www.zenker.se/Anor/lebensbeschreibung_walther_zenker.shtml), Stand vom 07.01.2008.



## Grete MacGregor (1892 – 1967)

Wilhelm Lutz (A 42)

Viele Altafraner erinnern sich auch heute noch nach Jahrzehnten in Dankbarkeit ihrer alten Klavierlehrerin Grete MacGregor in St. Afra. Vom Frühsommer 1941 an erteilte sie in unserer Schule Klavierunterricht, bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Schule am 14. April 1945 – angesichts der sich abzeichnenden militärischen Niederlage – aufgelöst wurde.

Grete MacGregor besaß eine starke Ausstrahlung. Sie war groß und schlank und wirkte zumeist ernst. Sie galt als strenge Lehrerin, als „preußisch korrekt“<sup>1</sup>. Sie legte beim Klavierspiel großen Wert auf eine saubere Fingerhaltung und auf ein technisch einwandfreies Spiel; „Trockenübungen“ auf dem Klavierdeckel gehörten zu den täglichen Pflichtübungen. Die Finger sollten, wie mir Andreas Ruhland (A 42) noch nach mehr als sechzig Jahren erzählte, wie Hämmerchen auf die Tasten fallen. Für Grete MacGregor hatte die Technik, so Elisabeth Hennig, eine langjährige Klavierschülerin aus den Nachkriegsjahren, eine dienende Funktion: die Kompositionen sollten am Ende werkgerecht vorgetragen werden.<sup>2</sup> Unvergessen sind mir aus diesen Jahren die von Grete MacGregor veranstalteten öffentlichen Schulkonzerte in der Aula unserer Schule, stets „vor vollem Haus“, in denen wir oft auch vierhändig zu spielen pflegten. Ich erinnere mich, dass in diesen Kriegsjahren auch viele Soldaten, auch viele verwundete Soldaten aus den Meißner Kasernen und Lazaretten im Auditorium gesessen haben. Meine letzte Klavierstunde habe ich noch in den Osterferien (Ende März/Anfang April) 1945 in der Wohnung von Frau Grete MacGregor in der Sonnenleite 9 gehabt.

Grete MacGregor war die Tochter eines aus Schottland eingewanderten und in der Meißner Jutespinnerei und -weberei im Triebischtal tätigen Webmeisters. Sie studierte an dem 1843 von Mendelssohn Bartholdy gegründeten Leipziger „Conservatorium der Musik“ (später „Landeskonservatorium der Musik zu Leipzig“) in der Leipziger Südvorstadt, auch bei dem bekannten Musikpädagogen Ro-

---

<sup>1</sup> So Dr. Konrad Murr (A 41), mdl. Mitteilung 2009.

<sup>2</sup> So Elisabeth Hennig, Erinnerungen über Grete MacGregor, 2. und 3. Absatz.



bert Teichmüller (1863 – 1939).<sup>3, 4</sup> In der Folgezeit wirkte sie als Klavierlehrerin in Leipzig und anderenorts in Mitteldeutschland (so auch in Bitterfeld). Es scheint, als habe Grete MacGregor auch einen Lehrauftrag an der Leipziger Musikhochschule gehabt. Nach dem Tod der Mutter kehrte Grete MacGregor aus Sorge um den Vater wieder in ihre Vaterstadt zurück.<sup>5</sup> Sie nahm hier im Frühjahr/Frühsummer 1941 nach dem Weggang der langjährigen Klavierlehrerin, Frau Margarete Pfab, neben Frau Asta-Irene Schulz den Klavierunterricht an der Fürstenschule auf.<sup>6</sup> Für eine gewisse Übergangszeit (mindestens bis Weihnachten 1941) unterrichtete sie sowohl in Meißen als auch in Leipzig und in Bitterfeld (und wohl auch in Wittenberg).<sup>7, 8</sup>

Sehr bald nach dem Zweiten Weltkrieg begann Grete MacGregor wieder zu unterrichten, nun aber nicht mehr in der alten Fürstenschule. Wie in den Jahren zuvor veranstaltete sie mit ihren Schülern, mit Jugendchören und Künstlern wieder öffentliche Konzerte, so bereits im März 1946 eine Mendelssohn-Heine-Feier und im Mai 1946 eine Frühlings-Feierstunde im Rahmen der Freien Deutschen Jugend.<sup>9</sup> Mit großer Freude pflegte sie die Kammermusik. Wenn das kulturelle Leben in Meißen unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – ungeachtet aller materiellen, geistigen und seelischen Not – wieder so schnell aufblühte, so ist dies in hohem Maße auch Frau Grete MacGregor zu danken. Von 1947 an war sie an der Staatlichen Akademie für Musik und Theater in Dresden tätig; zu den bekanntesten Schülern dieser Jahre zählte Siegfried Köhler (1927 – 1984).

Kriegsende, Flucht und Teilung Deutschlands, Schulzeit und Studium, Familiengründung und Beruf haben in meiner Erinnerung die Jugendtage in St. Afra zu-

<sup>3</sup> So Elisabeth Hennig, Erinnerungen über Grete MacGregor, 1. Absatz.

<sup>4</sup> So Dr. Gerhart Baum, mdl. Mitteilung 2009.

<sup>5</sup> So Elisabeth Hennig, Erinnerungen über Grete MacGregor, 2. Absatz.

<sup>6</sup> So Dr. Gerhart Baum, Afranisches Ecce 2002, S. 11.

<sup>7</sup> Ein Teilnehmer der mehrwöchigen Neuseeland-Exkursion der Frankfurter Geographischen Gesellschaft im Jahre 1998, geb. 1930, berichtete mir am letzten Abend in Auckland/N.Z. – als ich zufällig in kleiner Runde den Namen MacGregor nannte –: Frau Grete MacGregor sei sowohl seine als auch seiner Mutter Lehrerin in Bitterfeld gewesen. Eines Tages sei sie „weg gewesen, dann aber wiedergekommen“, doch ihr weiterer Lebensweg ist ihm bis zu dem zufällig geführten Gespräch über Frau Grete MacGregor am anderen Ende der Welt unbekannt geblieben! Vom Herbst 1942 an bin ich dann einer ihrer Schüler in St. Afra gewesen.

<sup>8</sup> Herr Dr. Baum (A 39) erinnert sich noch sehr gut eines Konzerts im Dezember 1941 in der Aula von St. Afra, in dem sowohl „alte“ Schüler aus Leipzig und Bitterfeld als auch „neue Schüler“ aus St. Afra mitgewirkt haben (mdl. Mitteilung).

<sup>9</sup> Siehe Konzertprogramme aus den Jahren 1946 und 1947, im Besitz von Frau Elisabeth Hennig / Seligenstadt.



rücktreten lassen. Nach Jahrzehnten fand ich dann in dem in der Reihe „Werte unserer Heimat“ 1979 erschienenen Band über Meißen und das Meißner Lößland (Bd. 32, herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften der DDR, s. unten) erstmals wieder einen Hinweis auf meine alte Klavierlehrerin: Vom Februar bis zum Mai 1945 hätte Frau Grete MacGregor gemeinsam mit zwei Nachbarn (in der Sonnenleite) flüchtige Gefangene bei sich aufgenommen und versteckt. Die beiden tschechischen „Genossen“ und der deutsche Arzt Dr. Gietzelt seien bereits zum Tode verurteilt gewesen; die Zerstörung Dresdens am 13./14. Februar 1945 habe ihnen die Flucht aus der Strafanstalt ermöglicht. Dieses großherzige Tun von Frau Mac Gregor ist damals unter höchster Lebensgefahr geschehen! Es ist ein bewegendes Zeugnis hoher Menschlichkeit!

Eine Anfrage meinerseits bei dem Rat der Stadt Meißen im Juli 1987, ob Frau Grete MacGregor noch lebe bzw. wann sie denn verstorben sei und wo sie beigesetzt sei, beantwortete die Stadt Meißen mit dem freundlichen Hinweis:

„Fräulein Mac Gregor, Pianistin und u.a. Dozentin an der Musikhochschule in Dresden“ sei im Jahre 1967 verstorben; sie sei auf dem Friedhof St. Nicolai am Lerchaweg beigesetzt.

Im Sommer 1999 wurde das Grab von Frau MacGregor nach Ablauf der Ruhefrist aufgelassen. Als ich dies im Januar 2003 erfuhr und Gottfried Wallrabe (A 42) dies nach einem Gespräch mit der Friedhofsverwaltung auch bestätigte, bat ich die Friedhofsverwaltung (unter Hinweis auf das menschliche Handeln von Frau Margarthe MacGregor in den letzten Kriegsmonaten) sogleich in einem weiteren Gespräch, das Grab wieder einzurichten.

Diese Wiedereinrichtung der Grabstelle im Sommer 2003 ist dem freundlichen Entgegenkommen der Friedhofsverwaltung der Ev.-Luth. Kirchgemeinde St. Afra in Meißen zu danken. Sie ist dadurch begünstigt worden, dass der Grabstein durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben ist. Im Juni 2004 erzählte mir der Friedhofsgärtner direkt am Grab, dass ihm beim Abräumen vieler aufgelassener Gräber der Spruch dieses Grabsteins (s. unten) „so gut gefallen“ habe, dass er ihn beiseite gestellt und ihn so vor der Entsorgung bewahrt habe; und so konnte der Grabstein vier Jahre später auf der noch nicht wieder belegten Grabstätte abermals aufgestellt werden.



Margarethe  
MacGregor

1892

1967

So spricht der Herr:  
Fürchte dich nicht,  
ich bin dein Schild und  
dein sehr großer Lohn

Es wäre in hohem Maße wünschenswert, die Stadt Meißen würde das Grab von Frau Grete MacGregor in Würdigung der von ihr bewiesenen Menschlichkeit in die Liste denkmalgeschützter Grabstätten aufnehmen.

Ich ende mit dem treffenden Satz von Frau Elisabeth Hennig: „Grete MacGregor war nicht nur eine wunderbare Klavierlehrerin, sondern hat ihren Schülern hohe menschliche Maßstäbe vorgelebt und vermittelt.“<sup>10</sup>

Lux aeterna luceat ea.



---

<sup>10</sup> Brief von Elisabeth Hennig an Wilhelm Lutz vom 24. Februar 2003.



Ein Foto des Grabsteins von Frau MacGregor befindet sich auf Seite VII.

### Quellen:

- Afranisches Ecce 2001 (S. 4) und 2002 (S. 10/11).
- Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Geographie und Geoökologie, Arbeitsgruppe Heimatforschung (Hrsg.): Elbtal und Lößhügelland bei Meißen (= Werte unserer Heimat, Band 32). Berlin 1979, XII und 244 Seiten sowie 31 Bilder und 1 Karte.
- Briefwechsel Wilhelm Lutz (A 42) – Rat der Stadt Meißen/Elbe Juni - August 1987 betreff Frau Grete MacGregor, s. Fürstenschüler-Archiv in Grimma.
- Briefwechsel Elisabeth Hennig / Seligenstadt – Ev.-Luth. Kirchgemeinde St. Afra Meißen (Friedhofsverwaltung) Oktober 2001 betreff Grabstelle von Grete MacGregor.
- Briefwechsel Gerhard Steinecke / Meißen – Elisabeth Hennig / Seligenstadt Dezember 2001 – März 2003 betreff Grete MacGregor.
- Brief Wilhelm Lutz an Friedhofsverwaltung der Ev.-Luth. Kirchgemeinde St. Afra Meißen vom 19. Januar 2003
- Briefwechsel Wilhelm Lutz (A 42) / Niederhöchstadt – Elisabeth Hennig / Seligenstadt Januar 2003 – November 2009 betreff Grete MacGregor.
- Briefwechsel Dr. Murr (A 41) / Rheinbach – Steinecke / Meißen – Lutz (A 42) / Niederhöchstadt Nov. 2003 – April 2004
- Hennig, Elisabeth: Grete Mac Gregor (1892 – 1967). Bericht. O.O. (Seligenstadt) o.J., 4 Seiten.
- Notizen von Wilhelm Lutz (A 42) betreff Grabstelle von Frau Grete MacGregor vom 13. 1. 2003 und vom 2. Juli 2004
- Notizen von Gesprächen mit Frau Elisabeth Hennig, Dr. Gerhart Baum (A 39), Dr. Konrad Murr (A 41) und Gottfried Wallrabe (A 42)

### Schlußbemerkung:

Wertvolle Hinweise auf das Leben von Frau Grete MacGregor danke ich Frau Elisabeth Hennig / 63500 Seligenstadt und Herrn Dr. med. Gerhart Baum (A 39) / 82069 Hohenschäftlarn, weitere Hinweise und manche Hilfestellung Herrn Dr. Konrad Murr (A 41) und Herrn Gottfried Wallrabe (A). 42). Im Übrigen verweise ich auf die genannten Quellen.



## Klassentreffen der A 42

vom 17. (Mi) bis zum 19. (Fr) Juni 2009

Wilhelm Lutz (A 42)

2009: Das 10. Klassentreffen der A 42 nach der Wiedervereinigung Deutschlands, abermals an der Elbe im Weinhaus Schuh in Sörnewitz

Gottfried Wallrabe hatte geladen (ihm sei hierfür herzlich gedankt!) – und nicht weniger als 40 Afraner und ihre Angehörigen waren gekommen: Hans von Andrian-Werburg, Wolfgang Barthel, Georg Biebel, Peter Boerger (mit Frau), Helmut Borsdorf (mit Frau), Eberhard Bortenreuter (mit Frau), Lothar Elke (mit Frau), Günter Froberg (mit Frau), Eberhard Fröhlich (mit Frau), Günter Hauck (mit Frau), Günter Keil (mit Frau), Rainer Knopp (mit Frau), Wilhelm Lutz (mit Frau), Michael Martin (mit Frau), Andreas Ruhland (mit Frau), Hans-Günter Schäffer (mit Frau), Gottfried Wallrabe (mit Frau) – und die Conafraner Claus Behnke (A 41), Johannes Friedrich (A 40) (mit Frau), Siegfried Müller (A 41), Konrad Murr (A 41) (mit Frau) und Eberhard von Schwerdtner (A 41).

Wie in all den letzten Jahren war der erste Abend – unter freiem Himmel im Hof des Weinhauses Schuh – dem Gespräch unter- und miteinander vorbehalten.

Die letztjährigen Fahrten hatten uns von der Elbe (Dresden) in die Oberlausitz: an die Spree (Bautzen) und an die Neiße (Görlitz) geführt, die diesjährige Fahrt (mit 35 Teilnehmern!) führte uns an die (Sächsische) Saale, nach Schulpforta und nach Naumburg. Die Fahrt erfolgte bei Sonnenschein (nach der Auffahrt in Nossen-Ost) über die A 175, die Südumgehung von Leipzig und auf der A 9 (bis Weisfels) – und damit durch die offene und nur leicht reliefierte Bördenlandschaft Mittelsachsens (u.a. der Lommatzcher Pflege) und durch die tischebene südliche Leipziger Bucht.

Schon während der Fahrt skizzierte Wilhelm Lutz – gleichsam im Vorgriff – die Entwicklung von Schulpforta bis zur Wende: Die Landesschule zur Pforte wurde



– gleich St. Afra – im Jahre 1543 von Herzog (später: Kurfürst) Moritz begründet (St. Augustin in Grimma: 1550). In allen drei Landes- und Fürstenschulen galten die gleichen Rahmenbedingungen: Freistellen, Hebdomadariat und Inspektorensystem. 1935 wurde die Landes- und Fürstenschule Schulpforta als eine der ersten Internatsschulen Deutschlands in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (NPEA, im Volksmund: Napola) umgewandelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Schule dank der Hilfestellung durch den Landeshauptmann (in der Prov. Sachsen) und späteren ersten Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt (1946 – 1949), Erhard Hübner, einem Pfortner (Abitur 1901), sehr schnell wieder Landesschule, sehr bald aber – nach wachsendem politischen Druck – gleichgeschaltet. Mit der Auflösung der alten Stiftung von Schulpforta wurde die wirtschaftliche Grundlage der Schule zerstört (1949). 1968 wurde Schulpforta eine Erweiterte Oberschule (EOS). Die politische Wende (1989/1990) erlaubte die Wiedererrichtung der alten Landesschule (nun in Trägerschaft des Landes Sachsen-Anhalt) und 1997 die Wiedereinrichtung der alten „Stiftung Schulpforta“ (der später auch wieder ein Teil des alten land- und forstwirtschaftlichen Besitzes zugewiesen wurde).

In Schulpforta (postalisch: 06628 Schulpforte!) empfing uns Frau Petra Dorfmler (al.port., seit 1992 Bibliothekarin und Archivarin der Schule) und führte uns ebenso sachkundig wie liebenswürdig durch den alten Klosterbezirk von St. Marien zur Pforte: durch Klosterkirche, Kreuzgang, Abtskapelle und den (alten) Friedhof. Anschließend empfing uns der rector portensis (seit Beginn des Schuljahres 2007/08), Herr Bernd Westermeyer, in der Aula der Schule. Er verdeutlichte Größe und Struktur der Schule und erläuterte – spürbar von seiner Aufgabe erfüllt – seine Konzeption der sinnvollen Weiterentwicklung des Bildungs- und Erziehungsmodells von Schulpforta.

Schulpforta werde, so Rektor Westermeyer, von etwa 300 (maximal 320, derzeit 292) Internatsschülern aus allen Teilen Deutschlands von der 9. bis zur 12. Klasse besucht. Der Anteil der Mädchen sei größer als der der Jungen. Gute schulische Leistungen und das Bestehen der Aufnahmeprüfung für einen der drei schulischen Zweige (s. unten) bildeten die Voraussetzung für die Aufnahme in die



Schule. Es sei nach wie vor das Ziel, allen begabten und fleißigen Kindern den Besuch der Schule zu ermöglichen – NB: ganz im Sinne des Herzog Moritz von Sachsen –, ohne Rücksicht auf ihre soziale Herkunft! Der Unkostenbeitrag belaufe sich auf (zu Beginn des Schuljahres 2008/09) 350 Euro/Monat, für Landeskin-der(aus dem Bundesland Sachsen-Anhalt) auf Euro 300/Monat. (In begründeten Einzelfällen könnten Stipendien der Stiftung Schulpforta und der Dornier- und der Melanchthon-Stiftung gewährt werden.)

Die Schule besitze drei Zweige: einen sprachlichen (seit 1981), einen musischen (seit 1982) und einen naturwissenschaftlichen (seit 1992) Zweig. Theater- und Chor-/Orchesterarbeit würden sehr gepflegt.

Die Altersstruktur der Lehrerschaft sei „monolithisch“. Ehedem hätten die meisten Lehrer auf dem Schulgelände gewohnt, heute wohnten nur noch 5 Lehrer hier.

Die Schule besitze kein christliches Profil; es würde wohl auch nicht akzeptiert werden. Im Jahre 2008/09 habe man sich auf ein Leitbild für die Schule verständigt: Die Vermittlung einer guten Wissensgrundlage, die Ausbildung der Denkfähigkeit, die Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit im Sinne des gnóthi seautón und damit des Selbstbewusstseins des einzelnen Schülers / der einzelnen Schülerin. Die Schüler selbstverwaltung (s. 19. Jh.) werde wieder belebt.

Die Sanierung und Erhaltung der zahlreichen Gebäude des alten Klosterbezirks erfordere einen hohen Finanzbedarf. Etwa 40 Millionen Euro seien schon verbaut worden. Man bemühe sich, etwa im Jahre 2015 für Schulpforta (als Teil des „Welterbe(s) an Saale und Unstrut“) den Antrag auf Aufnahme in die Liste des Weltkulturerbes zu stellen (die Stiftung Schulpforta ist Mitglied in dem genannten Förderverein e.V., siehe hierzu Internet). Schulpforta werde jährlich von etwa 35000 – 40000 Besuchern besucht.

Nach der ungemein angeregten und anregenden Aussprache verabschiedeten wir uns mit herzlichem Dank vom rector portensis und damit von unserer Schwesterschule an der Saale. Alle waren von dem Gespräch beeindruckt!



Der Mittagspause im Ratskeller folgte die knapp einstündige Führung durch Naumburg. Auf dem Marktplatz erläuterte Wilhelm Lutz in der gebotenen Kürze Lage, Entwicklung, Struktur und Funktion von Naumburg. Eine Burganlage auf einem gegen die Saale vorgeschobenen Sporn der etwa 20 m über dem Talboden der Saale gelegenen, weitflächig entwickelten Terrasse bildete den ältesten Kern der Stadt, in deren Schutz sich im 11. Jh. (um den älteren Dom) eine erste Kaufmannssiedlung im Schnittpunkt bedeutender Verkehrswege bildete. Im 12./13. Jh. erfolgte im Zuge der Verlegung der Kaufmannssiedlung nach Osten die Anlage der Markt- (bzw. Rats-)stadt mit dem eindrucksvollen großen Marktplatz und der wenige Meter abseits gelegenen St. Wenzelskirche (erbaut an der Wende 15./16. Jh.). Bis in die Mitte des 13. Jh. erfolgte die Ummauerung der Stadt. Im 14. Jh. entwickelten sich vor den wichtigsten Toren der Stadt Vorstädte. Dom- und Marktstadt waren bis in die 1. Hälfte des 19. Jh. verwaltungspolitisch voneinander getrennt; physiognomisch sind sie es auch heute noch! Der wirtschaftlichen Blütezeit als Handels- und Messestadt im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit folgten erst ab der Mitte des 19. Jh. (nach dem Bahnanschluß 1846, Erfurt - Leipzig) wieder ein stärkeres Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum. Neben einer bescheidenen Industrialisierung entwickelte sich Naumburg vor allem zu einer Beamten-, Pensionärs- und Garnisonsstadt. Der Führung durch die Stadt folgte die Führung im Dom St. Peter und Paul (spätromanisch/frühgotisch), entstanden im Gefolge der (baldigen) Rückverlegung des Bistumssitzes von Zeitz nach Naumburg: Krypta unter dem Ostchor, Stifterfiguren des „Naumburger Meisters“ um 1250 im Westchor, Ost- und Westlettner, s. auch die künstlerische Gestaltung der Treppengeländer!

Die auf der Rückfahrt geführten lebhaften Gespräche fanden anschließend an einem langen Abend im Weinhaus Schuh ihre Fortsetzung. Mögen sie im Juni (16. - 18.) 2010 fortgeführt werden können!

Ein Bild zu diesem Artikel befindet sich auf Seite VII.



# FREIHEIT

## Politik der Versöhnung

### Ein Porträt deutsch-polnischer Geschichtswahrnehmungen und -missverständnisse

Friedemann Hüfken (A 2002-2005)

In Krakau, wenige hundert Meter stadtauswärts der alten Universitätsgebäude, steht in der Piłsudski-Straße ein bronzenes Denkmal des großen Generals Józef Piłsudski und seiner Legionäre, die einst in heldenhaftem Kampf die militärische Grundlage für ein freies und unabhängiges Polen schufen. Entschlossen marschieren die vier Legionäre im Gleichschritt Richtung Altstadt, leicht geduckt, mit Marschgepäck, die Gewehre geschultert. Hier kämpfen keine Berufssoldaten, sondern Männer aus dem Volk, die sich mit dem Ziel der über Generationen hinweg entbehrten und ersehnten Freiheit zusammengeschlossen haben. Zu ihren Füßen prangt in bronzenen Lettern die erste Strophe des Legionärslieds „Wir, die erste Brigade“. Rechts der lebensgroßen Brigade steht im langen geschlossenen Mantel ihr Befehlshaber, in staatsmännischer Pose und mit unverwechselbarem Schnurrbart.

Das Denkmal erzählt die Geschichte vom Ende des Ersten Weltkriegs, als Piłsudski nach dem Zusammenbruch der deutschen, österreichischen und russischen Fronten aus dem Exil zurückkehrte und die Polen in den Freiheitskampf führte. Es strotzt nur so vor nationaler Symbolik, es weckt die Ehrfurcht vor den Entbehrungen des Freiheitskampfes und den Stolz auf die den übermächtigen Nachbarn abgetrotzte Unabhängigkeit, die die Polen mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges so schmerzlich wieder einbüßen mussten. Pläne und Entwürfe für ein solches Denkmal gab es bereits zu Lebzeiten Piłsudskis. Aufgestellt und enthüllt wurde dieses für deutsche Begriffe sicher anachronistisch anmutende Denkmal jedoch erst am 10. November 2008. Einen Tag später versammelten



sich zum Tag der Unabhängigkeit auf dem Krakauer Marktplatz tausende Menschen, um – im Radio live übertragen – „Wir, die erste Brigade“ und andere patriotische Lieder zu singen. Schauspieler in Legionärsuniform zogen mit Fackeln durch die Menschenmassen, nachdem bereits am Vormittag eine Militärparade durch die Altstadt gezogen war.

Aus deutscher Sicht muss dieser Umgang mit nationaler Monumentalität nach Jahrzehnten der Entwöhnung und demütigen Nationalismusaufarbeitung befremdlich vorkommen. Um solche im Deutschland des 21. Jahrhunderts außerhalb des allerrechtsten politischen Spektrums kaum denkbare Vorgänge zu verstehen, muss man sich die wechselvolle Geschichte der polnischen Nation und den Umgang mit der Vergangenheit vor Augen führen. Dabei treten auf polnischer und deutscher Seite ganz erhebliche Unterschiede auf, die häufig für Missverständnisse sorgen und Auswirkungen bis in die aktuelle Tagespolitik und auf beinahe jedes Zusammentreffen von Deutschen und Polen haben. Bei einem einjährigen Studienaufenthalt in Krakau hatte ich die Gelegenheit, in zahlreichen Gesprächen und Beobachtungen diesen Unterschieden auf die Spur zu kommen.

### Die geteilte Nation

Die Liste der nationalen Traumata der Polen ist lang. Einer der entscheidendsten Einschnitte waren die polnischen Teilungen im 18. Jahrhundert. Zwischen 1772 und 1795 wurde das polnische Staatsgebiet in drei Schritten von den Nachbarn Preußen, Österreich und Russland annektiert, bis es schließlich vollständig von der Landkarte verschwunden war. Als Gründe gelten neben rein machtpolitischen Interessen auch der Umstand, dass die Polen noch vor den Franzosen eine geschriebene Verfassung hatten, eine fortschrittliche konstitutionelle Monarchie. Der Tag der Verfassung, der 3. Mai 1791, ist bis heute Nationalfeiertag. Damit hatte der Kampf um nationale Einheit eine andere Dimension als bei anderen europäischen Völkern. Während Deutsche und Italiener in viele Herrschaften zersplittert und Tschechen oder Slowaken als ganzes in einem Vielvölkerstaat aufgegangen waren, stellten die Polen gleich in drei Staaten eine nationale Minderheit dar. Dies führte schließlich auch dazu, dass der neu gegründete polnische Staat der Zwischenkriegszeit nicht nur die Last von verschiedenen



Rechts- und Wirtschaftssystemen, sondern mit Weißrussen, Russen, Ukrainern, Litauern, Tataren, Armeniern, Deutschen und Juden einen hohen Anteil unterschiedlichster nationaler und religiöser Minderheiten integrieren musste.

Unterdessen war die Zeit der Teilung eine Zeit der Unterdrückung. Die bis heute ruhmreich gefeierten, aber letztlich erfolglosen Aufstände im russisch besetzten Teil und die Teilnahme polnischer Nationalisten am Hambacher Fest führten zu schärferen Sanktionen in Preußen, unter Bismarck spricht man von regelrechter „Germanisierung“. Auch die russische Verwaltung wurde zunehmend repressiver und führte gar das kyrillische Alphabet ein, während die Lage in österreichisch beherrschten Gebieten bereits im frühen 19. Jahrhundert liberaler wurde. Große Talente suchten in dieser Zeit ihr Glück im Ausland – wie Maria Skłodowska, die einen französischen Physiker heiratete und als Marie Curie weltberühmt wurde, oder der Pianist Ignacy Paderewski, der in Amerika große Erfolge feierte und am Ende des Ersten Weltkriegs in der Polenfrage erheblichen Einfluss auf US-Präsident Wilson ausübte. Mindestens genauso stolz wie auf ihre berühmten Landsleute sind die Polen darauf, dass sie über 123 Jahre Besatzung und Unterdrückung hinweg – von 1795 bis 1918 – die polnische Kultur und die eine polnische Nation am Leben erhalten konnten.

### Wanderungen: Die Polen und ihre deutschen Nachbarn

Die Polen beziehen sich ganz ungezwungen auch auf ihre ältere Geschichte, schreiten mit wissender Ehrfurcht an Denkmälern von Herrschern vorbei und sprechen über diesen und jenen „ihrer“ Könige. Anders als in Deutschland beginnt der Abiturstoff im Fach Geschichte nicht mit der Französischen Revolution, sondern schließt Antike und Mittelalter selbstverständlich mit ein. Hier zeigt sich, dass ein bisschen mehr Mittelalter in deutschen Schulen schon deshalb sinnvoll sein kann, weil diese Epoche und ihre Auswirkungen bei unseren europäischen Nachbarn ein viel stärkeres Gewicht in der historischen Wahrnehmung haben.

Da ist z. B. der Mythos von der deutschen Ostkolonisation im Mittelalter. Nachdem die polnische Geschichte mit der Taufe des Fürsten Mieszko I. im Jahr 966 begonnen hatte, eroberte sein Sohn Bolesław Chrobry (der Kühne) schnell weite



Gebiete, die bis an Oder und Neiße, die heutigen Grenzflüsse, reichten. In den folgenden Jahrhunderten kamen große Mengen deutscher Siedler in vorher slawisches Gebiet, die technische Innovationen, aber auch ihre Sprache und Rechtssysteme ins Land brachten. Im 13. Jahrhundert wurden vielerorts nach dem Vorbild des Magdeburger Stadtrechts Städte gegründet. Schnell bildeten die Deutschen vielerorts die städtische Oberschicht, die sich stark von den ortsansässigen Slawen separierte. Archäologen konnten anhand schlesischer Keramik zeigen, dass die Polen die hochwertigen deutschen Produkte kopierten, allerdings beinahe ein Jahrhundert lang ihr technisches Niveau nicht erreichten.

In der frühen Neuzeit stellten die Deutschen in Pommern und Schlesien bereits eine starke Bevölkerungsmehrheit, weiter östlich gab es viele deutsche Sprachinseln; in den Städten waren die Deutschen überall stark vertreten. In Polen werden diese Prozesse bis heute von vielen als feindliche Übernahme, Kolonisierung gesehen. Das ist nur zum Teil richtig. Bei weitem nicht überall, wo der Anteil deutscher Siedler anstieg, bedeutete dies eine Verdrängung der ortsansässigen Bevölkerung. Beispielsweise in den sumpfigen Flussniederungen wurden ab dem 15. Jahrhundert von polnischer Seite bewusst holländische, später auch deutsche Kolonisten angesiedelt, die als einzige das nötige Know-how zur Bewirtschaftung des Sumpflandes hatten. Gelockt von Steuererleichterungen, legten sie das Land trocken und blieben; nachfolgende Generationen zogen von der Weichselmündung, wo sich die ersten niedergelassen hatten, immer weiter die Flüsse hinauf. Noch im 19. Jahrhundert holten polnische Adlige deutsche Siedler zur Rodung der undurchdringlichen Urwälder ins russische Besatzungsgebiet. In die aufstrebende Textilindustriestadt Lodz, ebenfalls im russischen Teil gelegen, strömten tausende deutsche Arbeiter und Handwerker.

Eine gelenkte, intensive, „aggressive“ Siedlungspolitik muss man allerdings wohl für die preußischen Gebiete feststellen, wo die Behörden bewusst Land aufkauften oder enteigneten und an deutsche Bauern aus dem Reich, vor allem aus dem Südwesten, vergaben. Freilich fand auch dieser Prozess zu beträchtlichen Teilen in ohnehin von den Polen verlassenem und brachliegenden Dörfern statt. Dennoch war auch nach der Schließung von polnischen Schulen und Kirchen, nach der Ansiedlung von Deutschen aus allen Landesteilen, nach dem Kulturkampf,



der die katholischen Polen besonders traf, keineswegs ganz Preußen deutsch. Dass das Deutsche Reich nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages so große Gebiete an den neuen polnischen Staat abtreten musste, lag auch daran, dass die Mehrheit der dort lebenden Menschen Polen waren. In deutschen Geschichtsbüchern wird das gern übersehen.<sup>32</sup>

Viele der Einwanderer aus dem Westen waren Juden. Sie kamen aus ganz Europa, insbesondere im 15. und 16. Jahrhundert, als die Judengesetze in Polen wesentlich weniger streng waren als in vielen anderen Ländern. Sie betätigten sich v. a. als Händler und Handwerker und lebten überwiegend in den Städten. In vielen, auch größeren Städten bildeten sie in den 1930er Jahren bis zu 50% und mehr der Bevölkerung, insgesamt war jeder zehnte polnische Staatsbürger jüdisch.

### Der ewige Sieg über die Kreuzritter

Das Mittelalter birgt noch einen viel schwerwiegenderen Mythos: *Die Schlacht von Grunwald*. Die Schlacht, bei der im Jahr 1410 polnische Verbände den Deutschen Orden schlugen, spielte als *Schlacht von Tannenberg* auch in der deutschen Geschichtsschreibung einst große Rolle. Zum nationalen Symbol wurde Tannenberg als eine der wenigen für Deutschland siegreichen Schlachten des Ersten Weltkriegs. Doch die damalige Inszenierung nahm eigentlich Bezug auf die Ereignisse des 15. Jahrhunderts, als Revanche für die historische Niederlage gegen die Slawen. Was war geschehen?

Der Deutsche Orden war als Kreuzfahrer-Ritterorden im Nahen Osten gegründet worden. Im 13. Jahrhundert, als die Kreuzzüge ins Heilige Land an Bedeutung verloren hatten und die Ordensritter nach einer neuen Aufgabe suchten, holte der polnische Fürst Konrad von Masowien sie als Unterstützung gegen die heid-

---

<sup>32</sup> Die Bevölkerungsanteile waren in ganz Ostmitteleuropa ungleich verteilt. Im sogenannten Westpreußen, das 1919 an Polen fiel, bildeten die Polen die Mehrheit, während in den Städten mehrheitlich Deutsche lebten. Auch in Schlesien, das im Reich verblieb, gab es polnische Sprachinseln. Oberschlesien wurde nach schweren Auseinandersetzungen geteilt. Eine ähnliche Situation ergab sich im Osten des entstehenden polnischen Staates, wo Städte wie Wilno (heute litauisch Vilnius) und Lemberg (heute ukrainisch L'viv) polnisch waren, auf dem Land jedoch Litauer bzw. Ukrainer und Weißrussen lebten.



nischen Pruzzen nach Polen. Hier betrieben sie allerdings schnell eigene Politik und wurden zum Problem. Nach kurzer Zeit beherrschten sie weite Teile des Baltikums und wurden auch für den polnischen König zur Bedrohung. 1410 schließlich entlud sich der Konflikt in der Schlacht, die „die Polen“ gegen „die Deutschen“ gewannen.

Diese Ereignisse sind bis heute extrem national und emotional aufgeladen. In den Köpfen der Polen existiert diese Geschichte allerdings zumeist vor allem in der Version des Romans *Die Kreuzritter* des Nationalschriftsteller Henryk Sienkiewicz sowie der textnahen Verfilmung aus dem Jahr 1960. Der Roman entstand genau in der Zeit, als das dreigeteilte Polen sich nach nationalen Helden sehnte. Gleichzeitig ist Sienkiewicz (spr. Schenkjewitsch) einer der größten Literaten des Landes und wird zurecht viel gelesen. So kommt es, dass jeder polnische Schüler ziemlich genau den bei Sienkiewicz beschriebenen Schlachtverlauf kennt, aber kaum weiß, wer dort eigentlich kämpfte.

Denn zum einen bestand der Orden nicht nur aus deutschen Rittern und schon gar nicht vertrat er national deutsche, sondern ureigene wirtschaftliche und Machtinteressen. Vor allem aber wird übersehen, dass auf polnisch-litauischer Seite u. a. auch die mächtigen Hansestädte Danzig und Elbing kämpften, deren deutsche Führungsschicht sich unter polnischer Herrschaft bessere Steuerbedingungen erhoffte. Im Zuge des aufkeimenden Nationalismus seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurden zunehmend alle Deutschen, die jemals nach Polen gekommen waren, mit den raubenden und mordenden Kreuzrittern gleichgesetzt – ein Bild, das sich lange halten sollte.

### Vergessene Größe

Auf diese und ähnliche Weise neigen die Polen dazu, ihre gesamte Geschichte zu verklären – immer in dem Bewusstsein, dass an entscheidenden historischen Wendepunkten oft ein Pole den Ausschlag gegeben hat, aber außerhalb Polens aus purer Ignoranz niemand diese Leistung anerkennen möchte. Z. B. die Belagerung Wiens durch die Türken 1683. Dem Abendland drohte die Islamisierung, Rettung kam letzten Endes durch das Eingreifen polnischer Truppen unter König Jan III. Sobieski. Damals hörte die Polnisch-Litauische Union übrigens gera-



de erst auf, ein expansives europäisches Großreich zu sein, das sich kurz zuvor noch von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckt hatte! Oder die weltbewegende Erkenntnis, dass sich die Erde um die Sonne dreht, und nicht umgekehrt: Sie stammt aus der Feder von Nikolaus Kopernikus, Spross der in Polen gelegenen Stadt Thorn, wenn auch, was man in Polen gar nicht gern hört, von deutschen Eltern.

Sie und viele andere werden als Helden gefeiert, allerorten sind Straßen und Plätze nach ihnen benannt, Denkmäler zieren die Städte. Schon für Grundschulkinder werden Bücher gedruckt „Helden der Geschichte Polens“ – vom ersten getauften Fürsten Mieszko I. bis zum Führer der Gewerkschaft Solidarność, Lech Wałęsa. Eine besonders erstaunliche Karriere machte die 1997 von Johannes Paul II. heilig gesprochene Königin Jadwiga (Hedwig, 1384-99), der im Krakauer Dom nicht nur ein neuer Sarkophag an prominenterer Stelle eingerichtet und landesweit zahlreiche Straßen gewidmet wurden, sie erfreut sich auch ungebrochener Verehrung und nimmt ganz selbstverständlich einen Platz als Nationalheilige neben den Hl. Stanisław und Wojciech (Adalbert) ein.

Nationalheilige sind eine Einrichtung, die die deutsche Volksseele nicht zu brauchen scheint. Wohl mag das daran liegen, dass es in Deutschland wesentlich weniger Katholiken gibt als in Polen und dass es in der deutschen Geschichte nur höchst selten und relativ spät einen einheitlichen Staat gab. Doch auch sonst ist den Deutschen das Bewusstsein für ihre historischen Helden abhanden gekommen. Auch in Ostdeutschland brauchte man nach dem Ende des Sozialismus viele neue Straßennamen, und dennoch gibt es keine Barbarossa-Straßen. Doch neben dem eher randständigen Phänomen der Straßennamen gibt es deutliche Unterschiede in der Wahrnehmung und Präsenz weit zurückliegender Gegebenheiten.

Wer würde sich in Deutschland ernsthaft darüber aufregen, dass mit Karl IV. (1346-78) das Römische Reich, in dem auch alle Deutschen lebten, von einem „Böhmen“ regiert wurde? Oder dass August der Starke von Sachsen, der Heimat der Reformation, zum Erlang der polnischen Königskrone zum Katholizismus übertreten musste? Während man beispielsweise in Württemberg lange suchen muss, bis man jemanden findet, der den Franzosen ihren Napoleon wirklich noch



übel nimmt, ist der „ungarische“ polnische König Stefan Batory (1576-86) für nicht wenige Polen schon ein Problem. Ich traute meinen Ohren kaum, als mir in Krakau ein 19jähriger Student allen Ernstes mit größtem Bedauern vom sogenannten *Preußischen Eid* (hołd pruski) – der Anerkennung des bis dahin vom Deutschen Orden beherrschten, nun weltlichen Herzogtums Preußen durch den polnischen König 1525 – erzählte und eine mehr oder minder direkte Kausalkette bis zum Zweiten Weltkrieg zog.

### Krieg und Vertreibung – die schwierige Schuldfrage

Der Zweite Weltkrieg stellte für Polen die größtmögliche Katastrophe dar. Mit dem deutschen Angriff am 1. September und dem sowjetischen am 17. September 1939 begann eine systematische und verheerende Unterdrückung des gesamten Volkes. Die polnische Armee zog mit berittenen Einheiten in einen aussichtslosen Kampf gegen die deutschen Panzer. Dennoch will man in Polen von Blitzkrieg nichts hören, 6 Wochen lang leisteten sie erbitterten Widerstand. „Die polnischen Jagdflieger waren gut“, versicherte mir ein Professor, „wir hatten nur zu wenige davon.“

Neben der totalen militärischen Unterwerfung und der Ausrottung der Millionen Juden ging es den deutschen – und sowjetischen – Besatzern in besonderer Weise darum, die gesamte polnische Intelligenz auszuschalten und die Polen zu ungebildeten Arbeitssklaven zu degradieren. Nach deutschen Plänen sollte die gesamte Elite des Landes ermordet und die Bildung auf ein Minimum an Grundrechenarten reduziert werden. Millionen Zwangsarbeiter wurden verschleppt. Auch die meisten der großen Vernichtungslager lagen auf polnischem Gebiet. Kurz vor Ende des Krieges wagten die Untergrundkämpfer der Heimatarmee den Warschauer Aufstand, der vor den Augen der anrückenden Roten Armee von den deutschen Besatzern niedergeschlagen wurde und zehntausende Menschenleben forderte. Als die Deutschen Warschau verließen, verblieben noch etwa 5000 Menschen in der vollständig zerstörten Stadt.

Die Polen sehen sich zu Recht als Opfer des Zweiten Weltkrieges. Auch wenn die Zahlen, wie viele Millionen Polen tatsächlich ermordet wurden, widersprüchlich sind, in jedem Fall waren es beängstigend viele. Die mutigen Untergrundkämp-



fer, die Organisatoren von Untergrunduniversitäten und -theatern, die unter Lebensgefahr ein Mindestmaß an Kultur am Leben erhielten, sowie die über 7000 Judenretter, die in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt wurden, verdienen allergrößte Anerkennung der Nachwelt. Aber reicht dies aus, um jeder Frage nach polnischer Schuld aus dem Weg zu gehen?

Jahrzehntelang war die Frage nach den Vertreibungen am Ende des Zweiten Weltkrieges ein ungeheuerlicher Zankapfel zwischen Deutschen und Polen. Die Reflexhaftigkeit, mit der beide Seiten in dieser Debatte scharfe Geschütze auffahren, zeugt bis heute von der jahrzehntelang unmöglichen Annäherung. Viele Polen sehen auch heute noch in jeder Äußerung im Zusammenhang mit den Vertreibungen die Gefahr eines aggressiven Revanchismus. Seitens der deutschen Vertriebenen wiederum mangelt es an Verständnis dafür, dass auch die meisten der heutigen Bewohner ihrer alten Heimat im Zuge der „Westverschiebung“ selbst vertrieben wurden, bevor sie in Pommern, Schlesien oder Masuren angesiedelt wurden. Auf deutscher Seite war es die ohnmächtige Wut, dass die alte Heimat für immer hinter dem Eisernen Vorhang verschwunden zu sein schien, auf polnischer Seite die Geschichtslügen der Kommunisten und die stete Angst vor den Rückkehrern, die eine rationale Betrachtung des Konflikts erschwerten.

Als großes Hindernis auf dem Weg einer Annäherung in der Vertriebenenfrage gilt die Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach, die vielen Polen als typisches Feindbild der Deutschen dient. Die CDU-Abgeordnete hatte 1990 im Bundestag gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als Ostgrenze Deutschlands gestimmt, außerdem galt ihre Position als Vertriebene anmaßend, da sie 1942 in der Nähe von Danzig als Tochter eines aus Westdeutschland stammenden Besatzungssoldaten geboren wurde. Ihr jahrelang ehrgeizig vorangetriebenes Projekt eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ wurde zu einer Belastung für die deutsch-polnischen Beziehungen und war 2005 gar einen Absatz im Koalitionsvertrag der schwarz-roten Bundesregierung wert. Sicher kann man Frau Steinbach und anderen Politikern vor ihr eine aggressive Rhetorik sowie etliche unsensible Provokationen vorwerfen – wie z. B. im Jahr 1958 die Aufnahme Konrad Adenauers in ausgerechnet den Deutschen Orden, der in Polen



seit Jahrhunderten zum Sinnbild der feindlichen Kolonisation geworden war. Doch die Ablehnung der Polen gegenüber jeder historischen Schuld oder Mitschuld sitzt tief. Als der SPIEGEL im Mai dieses Jahres über „Hitlers europäische Helfer beim Judenmord“ berichtete, brach unter Politikern nicht nur der konservativen Parteien ein Sturm der Entrüstung los. Wohl präsentierte der Artikel einige für die Polen wirklich unrühmliche Zusammenhänge, doch Historiker aus aller Welt bestätigten auch in polnischen Zeitungen im Grundsatz seine Aussagen. Ein besonderes Politspektakel war im Vorfeld der diesjährigen Europawahlen zu beobachten: Die CSU lancierte im Europäischen Parlament ein reichlich unkonkretes Papier, das die Rechte von Vertriebenen stärken sollte. Daraufhin forderte der polnische Präsident Kaczyński, dass der einer anderen Partei als er selbst angehörende Premier Donald Tusk sofort aus der Europäischen Volkspartei im Europäischen Parlament austreten solle, in der seine Partei gemeinsam mit der CDU/CSU in einer Fraktion sitzt. Eine polnische Tageszeitung kommentierte daraufhin süffisant, dass Kaczyński die CSU genauso brauche, wie sie ihn, da sie die Stimmen der in Bayern immer noch einflussreichen Vertriebenen und somit einen Despoten an der Weichsel benötige, dieser hingegen erheblich von einer diffusen Angst vor den Deutschen profitiere.

Unterdessen liest man Erstaunliches in demoskopischen Untersuchungen: Umfragen zufolge glauben immer noch weite Teile der Polen, dass von Deutschland eine wie auch immer geartete „Bedrohung“ ausgehe. Bei genauerem Hinsehen sind solche Ansichten allerdings vor allem unter der wenig gebildeten Landbevölkerung verbreitet. Von den Polen mit Hochschulbildung glaubt mittlerweile eine Mehrheit, dass die Vertreibungen der Deutschen Unrecht waren.

Wahrscheinlich würden sogar viele Deutsche den Polen zugestehen, dass sie nach dem fünfjährigen Nazi-Terror einen irgendwie nachvollziehbaren Hass auf alle Deutschen hatten, wenn sie eine aufrichtige Diskussion darüber führen würden, wie die Deutschen sie von der eigenen Aufarbeitung gewohnt sind. Dennoch, die Debatte darüber, wie viel von dem Unrecht der Vertreibungen von Polen und nicht von Sowjets verübt wurde, ist von der wissenschaftlichen Ebene noch nicht in die breite gesellschaftliche Wahrnehmung übergegangen. Dabei gab es bereits in den 90er Jahren gut recherchierte polnische Publikationen. Das Deutsche His-



torische Museum in Berlin gestaltete anlässlich des 70. Jahrestages des Überfalls auf Polen in diesem Jahr eine Ausstellung, in der das deutsch-polnische Verhältnis von den Teilungen im 18. Jahrhundert bis heute aufbereitet wurde, woran deutsche und polnische Historiker gleichermaßen beteiligt waren. Sie widmete sich auch den Vertreibungen und erntete auf polnischer wie auf deutscher Seite viel Lob.

### Judenhass und Judenretter

Ein großes Problem ist in Polen die Beschäftigung mit dem Antisemitismus. Die Geschichte des Holocaust und der in Polen gelegenen Konzentrationslager ist hervorragend aufgearbeitet, und das obwohl die Kommunisten den Schulunterricht auf die nichtjüdischen polnischen Opfer beschränkten und die Juden kaum erwähnten. Man spricht jedoch wenig davon, was vor und nach dem Krieg mit den Juden geschah (wobei man auch hier zwischen Studenten und neuen Schulbüchern einerseits und der älteren und Landbevölkerung andererseits unterscheiden muss). In der Zwischenkriegszeit, der sogenannten Zweiten Republik, waren die Rechte der Juden, die etwa 10% der Bevölkerung ausmachten, wie die der nationalen Minderheiten eingeschränkt. Es kam zu Konflikten und auch tätlichen Auseinandersetzungen – vielleicht kleineren Pogromen? Viele Polen fühlen sich – vermutlich zu recht – ungerecht behandelt, wenn Vertreter jüdischer Organisationen ihnen eine Mitschuld am Holocaust vorwerfen, aber antisemitische Stimmungen gab es in Polen vor dem Krieg bestimmt.

Was nach dem Krieg geschah, wurde jahrzehntelang systematisch totgeschwiegen. Nicht nur, dass stillschweigend neue Mieter in die Wohnungen der Millionen ermordeten Juden einziehen mussten, ganze Judenviertel neu besiedelt wurden, ohne je nach der Vergangenheit zu fragen. Von den – nach unterschiedlichen Zahlen – etwa 200-300.000 polnischen Juden, die den Holocaust überlebt hatten, blieb letztlich kaum jemand in Polen. Zum einen wurden sie von den Kommunisten diskriminiert, die weiterhin in den Juden Sachwalter des Großkapitals sahen und sie aus staatlichen Ämtern entfernten.

Der Hauptgrund jedoch war ein anderer: Sofort nach Kriegsende kam es überall in Polen zu Übergriffen und Pogromen an Juden, die versucht hatten, in ihre



Heimatorte zurückzukehren. Unmittelbar nach der Befreiung der Konzentrationslager sahen sich die Juden einer offenbar von breiten Bevölkerungsschichten und den kommunistischen Machthabern geduldeten Terrorwelle mit landesweit bis zu 1500 Toten ausgesetzt. Binnen Monaten flohen sie unter Lebensgefahr zu zehntausenden – die meisten ausgerechnet nach Deutschland. Dass die Aufarbeitung solcher Pogrome durch den polnischstämmigen amerikanischen Soziologen Jan Gross zu einem der großen Skandale der letzten Jahre wurde, weil kaum jemand einen genuin polnischen Antisemitismus wahrhaben will, zeigt, wie zäh sich die historische Kritik- und Schuldfähigkeit vieler Polen entwickelt. Aber sie entwickelt sich. Viele Junge Menschen distanzieren sich deutlich vom jüdenfeindlichen Gerede ihrer Großeltern.

### Einheit im Angesicht der Bedrohung

Die Polen mussten lernen, unter verhasster Fremdherrschaft zu leben. Die Teilungen, das deutsche Terrorregime, der Kommunismus – immer mussten sie in oft ohnmächtiger Hoffnung auf bessere Zeiten zusammenstehen. Auch in den Jahrhunderten davor gab es fast stets eine auswärtige Macht, die die Polen im Ganzen bedrohte: Die Russen, die Deutschen, der Deutsche Orden, die Tataren, die Türken, im 17. Jahrhundert gar die Schweden. Das schweißte so sehr zusammen, dass heute auch Geschichtswissenschaftler wie selbstverständlich und egal in welcher Epoche von „wir“ sprechen, auch wenn es um die Bewertung militärischer Situationen geht.

Als wesentliche Triebkraft für das Durchhalten gilt in Polen die katholische Kirche, zu der sich 98% bekennen. Sie bewahrte die lateinische Schrift, als in russischen Amtsstuben das kyrillische Alphabet eingeführt wurde; während des Kommunismus war sie der einzige Ort, wo man frei sprechen konnte. Und seit sich im 17. Jahrhundert die Vorstellung von der Muttergottes als „Königin Polens“ durchsetzte, war die Kirche eindeutig mit der Nation verschmolzen. Das mag auch dazu beigetragen haben, dass anders als in anderen Ostblockstaaten die vier Jahrzehnte kommunistischer Indoktrination der Kirche so wenig anhaben konnte.



Dass die Kirche heute so eine ungeheure Anziehungskraft auf die Menschen hat, liegt aber vor allem an Papst Johannes Paul II. Der Krakauer Kardinal Wojtyła, der 1978 völlig überraschend auf den Heiligen Stuhl gewählt wurde, begeisterte seine Landsleute sofort. Auf seiner ersten Reise nach Polen im Frühsommer 1979 rief er sie dazu auf, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen und ermutigte sie indirekt, aber unmissverständlich zum Widerstand gegen das Regime. Für die Polen steht völlig außer Frage, dass die Gründung der Gewerkschaft Solidarność im darauf folgenden Jahr und der damit beginnende Niedergang des Kommunismus in ganz Europa unmittelbare Folge der päpstlichen Interventionen waren.

So war der Papst nicht nur religiöse, sondern gleichzeitig nationale Integrationsfigur. Beinahe jede Kirche in Polen hat dem polnischen Papst zumindest eine Gedenktafel gewidmet, zumeist jedoch ein großes bronzenes Standbild. Johannes Paul II. ist so präsent, dass man kaum auf die Idee käme, dass er bereits seit Jahren tot ist. Ständig gibt es Ausstellungen, Konzerte, Bücher, CDs, Kalender, Gedenkbriefmarken und Andachtsbilder, im Herbst 2008 gab es gar einen neuen Kinofilm. Jedes erdenkliche Jubiläum „ihres“ Papstes feiern die Polen mit rührender Inbrunst.

### Das Fremde und das Eigene

Man gewinnt den Eindruck, dass sich die Polen in ihrer äußerst homogenen Gesellschaft sehr wohl fühlen. Ein guter Pole ist polnisch, katholisch, Patriot, werdebewusst, heterosexuell. Und isst am liebsten heimische Kost. Gut, es gibt die Oberschlesier, denen ohnehin immer ein wenig Separatismus vorgeworfen wird und die noch viel mehr aberwitzige deutsche Lehnwörter haben, als die polnische Sprache ohnehin kennt. Es gibt die *Górale*, die „Bergischen“, die in der Hohen Tatra leben und vor allem für ihre archaischen Berghütten und Räucherkäsespezialitäten bekannt sind. Und es gibt die Kaschuben, eine kleine slawische Minderheit mit eigener Sprache, die an der Ostseeküste lebt. Alle anderen passen ins Schema. Außerhalb einiger weniger Sondergruppen – wie den genannten – fällt es sogar schwer, in Polen Dialekte auszumachen.

Die Zahl der tatsächlichen Ausländer ist verschwindend gering, sie reichen nicht



einmal zum Verkauf der an jeder Straßenecke feil gebotenen Kebabs. Menschen mit dunkler Hautfarbe oder arabisch klingendem Namen sind selbst in Großstädten völlig exotisch – und werden nicht selten Opfer rassistischer Übergriffe. Auch die wenigen Protestanten geraten schnell unter den Generalverdacht, deutschstämmig und überhaupt keine richtigen Polen zu sein, was in der Regel gar nicht zutrifft.<sup>33</sup>

Doch die Rechnung Pole=Katholik ist alt und wirkt in konservativen Kreisen bis heute nach. Die Kirchen sind voll (und das bei meist mehreren Messen täglich!), überall werden neue gebaut, und auf dem Land ziehen die Standartenträger der Festumzüge an nationalen Feiertagen ganz selbstverständlich anschließend in die Kirche ein und stehen während der gesamten Messe mit ihren Fahnen Spalier.

Es ist eine eigenartige Mischung, die die polnische Gesellschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts darstellt. Es gibt die junge, westlich orientierte, gut ausgebildete Generation, die nach dem Fall des Kommunismus aufgewachsen ist und hart an Karriere und Aufstieg arbeitet, sich aber gleichzeitig mehr oder weniger stark der Kirche und den Traditionen verbunden fühlt. Es gibt die ganz wenigen wirklichen Kommunisten und ihre Kinder, die schon vor Jahrzehnten aus der Kirche ausgetreten sind. Und es gibt die große Masse an einfachen Leuten, Arbeitern und Bauern (etwa 10% der Polen arbeiten in der Landwirtschaft – mehr als in jedem anderen EU-Land), die abseits der Städte wenig Anteil am Aufschwung der letzten Jahre hatten und oft Verlierer der Nachwendezeit waren (wohl aber vom Beitritt Polens zur EU profitieren!).

Insbesondere die letzte Gruppe wird von weltoffenen, „modernen“ Polen für den erstaunlichen Erfolg der konservativen und nationalistischen Parteien verantwortlich gemacht, der den Aufstieg der international belächelten populistischen Kaczyński-Zwillinge in die Ämter des Staatspräsidenten und Premierministers ermöglichte. Junge Polen entschuldigen sich in der Regel bei westlichen Auslän-

---

<sup>33</sup> Kaum jemand weiß, dass es autochthone Protestanten in Polen gibt, da einige wenige polnische Adlige wie überall sonst in Europa bereits im 16. Jahrhundert die Reformation einführt. Außerdem gibt es tausende Konvertiten. Von den deutschstämmigen sprechen die meisten schon seit mindestens zwei Generationen deutsch nicht mehr als Muttersprache, haben polnische Vornamen und polonisierte Nachnamen – und fühlen sich natürlich als Polen.



dern für ihre Politiker und schieben die Schuld auf „Mütterchen auf dem Lande“, während die Intellektuellen eben nicht so zahlreich zur Wahlurne gegangen seien. Ähnliches gilt für den von internationalen Medien einhellig als radikal und antisemitisch eingestuft und sogar vom polnischen Papst kritisierten Sender „Radio Maryja“. Doch die Hetztiraden und Wahlempfehlungen der ultrarechten Radiopfarrer aus Toruń erreichen in geringerem Maße auch junge Menschen, genau so wie es auch unter Studenten und Universitätsangestellten Kaczyński-Wähler und nationale Positionen gibt. In einer Gesellschaft, die kaum ethnische, religiöse oder weltanschauliche Minderheiten kennt, scheint es die Toleranz gegenüber Andersartigem schwer zu haben.

Dabei waren polnische Städte einmal etwas, was man heute mit „bunte pluralistische Gesellschaft“ beschreiben würde: Polen, Deutsche, Ukrainer, Weißrussen, Litauer – Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Orthodoxe, dazu deutsch, polnisch und jiddisch sprechende Juden. Keine Frage: Diese Gruppen standen sich zuletzt ziemlich feindselig gegenüber und können kaum für Sozialromantik erhalten. Doch der Umstand, dass die schön einheitliche Gesellschaft, mit der die allermeisten Polen insgeheim ziemlich zufrieden sein dürften, erst wenige Jahrzehnte alt ist, ist vielen anscheinend nicht sonderlich bewusst.

### Tradition und Kirche: Wer ist wie konservativ?

Starkes Traditions- und Ordnungsbewusstsein scheint relativ unabhängig von der kirchlichen Bindung zu sein. Sowohl von gläubigen als auch der Kirche gegenüber eher gleichgültigen Studenten habe ich Sätze wie diese gehört: „Wie, Du hast zu Mittag Pizza gegessen? Das geht doch nicht! Meine Mutter würde nie eine Pizza backen, ich würde sie nicht mal darum bitten! Auf den Teller gehören Fleisch, Kartoffeln und [der in Polen allgegenwärtige] Rohkostsalat.“ „Mein Mitbewohner ist furchtbar! Er hat lange Haare, hört Metal-Musik, am Wochenende fährt er in die Berge und übernachtet dort im Freien. So was macht man doch nicht!“

Das sind banale Beispiele, doch traditionelle Wertevorstellungen sind sehr verbreitet. Auch die liberalsten und weltoffensten Studenten, die viele Ausländer zu ihrem Freundeskreis zählen, wirken schnell sehr zugeknöpft, wenn es um Homo-



sexualität geht, die vielen immer noch als therapierbare Krankheit gilt und als solche erforscht wird. Der alljährlich in Krakau durchgeführte „Marsch der Toleranz“ wird regelmäßig zur Demonstration offen zur Schau gestellter Feindseligkeit und kann nur unter Polizeischutz stattfinden.

Obwohl die tatsächliche Breitenwirkung der katholischen Kirche schwer einzuschätzen ist, hatte ich doch den Eindruck, dass die Ansichten kirchlicher Würdenträger sehr präsent sind und viel Gewicht haben. Es dürfte auch außerhalb des Vatikans wenig Orte in Europa geben, wo katholische Geistliche auf der Straße und in den Medien so häufig anzutreffen sind. Und was ich von den Kanzeln gehört habe, war zum Teil verheerend. Meine Sorgen über wirklich verdummend moralisierende Predigten, die ich gehört hatte, teilte ich mit Studentinnen, die mir daraufhin andere Kirchen empfahlen, wo die Gläubigen „wie vernünftige Menschen“ („*po ludzku*“) behandelt würden.

Ein Blick auf die Medien zeigt, wie wenig sich die Kirchenfrage mit einfachen Schablonen lösen lässt. Tendenziell stehen den konservativen Parteien die Massenblätter mit den großen Bildern und großen Überschriften nahe, während die anspruchsvolleren Zeitungen eher mit gemäßigten, linken Politikern sympathisieren. Das liberale Blatt „Newsweek Polska“ etwa lässt kein gutes Haar an den Kaczyński-Brüdern und ihrer Partei *Recht und Gerechtigkeit* (PiS), während sie die der deutschen CDU nahe stehende Partei *Bürgerplattform* (PO) von Premier Donald Tusk bei jeder Gelegenheit in den höchsten Tönen lobt. Insgesamt könnte man die Newsweek wohl in der polnischen Medienlandschaft ungefähr so weit links einordnen wie in Deutschland die taz (dergestalt, dass es noch weiter links davon wenig Seriöses gibt). Es gab sogar einen Artikel, in dem einigen Teenagern, die im Ferienlager mit Pornobildchen auf dem Handy erwischt wurden, nach dem Spießrutenlauf der Medien ein bisschen Verständnis und Nachsicht zugestanden wurde. Wenn nun diese linke Zeitschrift das von der Kirche aufs schärfste kritisierte Warschauer Konzert von Skandal-Rockerin Madonna, das ausgerechnet an Mariä Himmelfahrt stattfinden sollte, kommentiert, kann es dennoch vorkommen, dass der Redakteur zufällig gläubiger Katholik ist – und natürlich wenig von dem Konzert hält.



## Der schwierige Umgang mit der Nation

Das Verständnis der Deutschen zu ihrer Geschichte ist ganz anders als das der Polen. Die Beschäftigung mit einem heroischen Mittelalter oder nationaler Größe unter preußischer Führung sind unpopulär, weil sie einst zu wenig heilvollem Nationalismus führte. Das Geschichtsbild des 20. Jahrhunderts wiederum ist geprägt von übergroßer Schuld und demütiger Verantwortung. Die Ungeheuerlichkeit und Einzigartigkeit des durch ihre Hand oder vor ihren Augen geschehenen Verbrechens machte den Deutschen in den Jahrzehnten nach Kriegsende eine positive Identifikation mit der Nation unmöglich. Es schien einfach nichts zu geben, worauf man stolz sein konnte. Es hat Jahrzehnte gedauert, den Toten der Bombennächte und Vertreibungen einen so weit anerkannten Platz in der Gedächtniskultur einzuräumen, dass beispielsweise Filme darüber gedreht werden konnten.

Die 68er rebellierten schließlich gegen das Schweigen und Verdrängen der alten Eliten in Westdeutschland und kanzelten alles, was ihnen nicht passte, als faschistisch ab. Aus ihnen ging auch jene Generation von Lehrern hervor, die jahrzehntelang den Schülern der Bundesrepublik bis zum Überdruß die Grauen des Nationalsozialismus eintrichterten. In gewissem Maße haben sie die deutsche Gesellschaft verändert. Das Aufbegehren der 68er gegen die Welt ihrer Eltern, der Feminismus, die Friedens- und Umweltbewegungen haben vieles von den gottgegebenen Werten infrage gestellt, auch wenn etliche der damaligen Protagonisten des gesellschaftlichen Umsturzes heute ein zutiefst bürgerliches Leben führen.

Die Menschen in der DDR bekamen den Umbau der Gesellschaft, die Entkirchlichung, die Umerziehung zum „antifaschistischen Widerstand“, aber auch die Gleichstellung der Frauen von oben verordnet. Sie wehrten sich – wie andere Völker des Ostblocks – weniger vehement gegen die kommunistische Doktrin als die Polen. Die Menschen in Westdeutschland wiederum sind selbst aus der Kirche ausgetreten: Sie sparten die Kirchensteuer, als sie merkten, dass sie nichts mehr glauben. Wenn ein Pole nicht mehr glaubt, geht er trotzdem in die Messe, weil es gesellschaftliche Norm ist, wenigstens ab und zu hinzugehen, und sei es nur, um den neuen Pelzmantel (und es werden viele Pelze getragen!) vorzuführen.



ren.

Wenn sich also Polen und Deutsche begegnen, treffen zwei völlig verschiedene Welten aufeinander. Während die Polen mitunter bereits ihre Kinder in rot-weiße Polska-Babystrampler stecken, muss man ihnen umständlich erklären, dass es in der Welt vieler junger Deutscher keinen Raum für Nationalstolz gibt, dass „Nation“ keine Dimension ist, in der sie denken. Dass das schwarz-rot-goldene Fahnenmeer der Fußballweltmeisterschaft 2006 etwas völlig ungewohntes war. Ein Befreiungsschlag in dieser Hinsicht, ja, und wahrscheinlich das erste sichtbare Zeichen eines tiefer greifenden Bewusstseinswandels, aber bisher eine Ausnahme.

Für die meisten Polen ist die Nation eine natürliche und logische Identifikationsebene, auch wenn viele Krakauer unter gar keinen Umständen am Unabhängigkeitstag zum Soldatenliedersingen gehen würden. Die Nation spielt eine wichtige Rolle in Bildung und Erziehung. In der Schule lernen die Kinder nicht nur die patriotischen Lieder, sondern auch die Dienstgrade der polnischen Armee. Zum Jubiläum der Unabhängigkeit im November 2008 habe ich in Breslau von Kindern gemalte Bilder zum Thema „Piłsudski und die Unabhängigkeit“ gesehen. Sie waren in einer Kirche ausgestellt.

Die Verehrung, die dem Vater der Unabhängigkeit General Piłsudski in Polen entgegengebracht wird, erinnert in ihrer Breitenwirkung an einen Hindenburgkult in Westdeutschland, wenn man sich vorstellt, dass es die 68er nie gegeben hätte. Womöglich liegt darin letztlich der größte Unterschied, dass den Polen ein radikaler gesellschaftlicher Gegenentwurf fehlt, mit Ausnahme des Sozialismus, der gescheitert ist und ohnehin nie von den Menschen angenommen wurde. Während die Machthaber den Aufbau des Sozialismus propagierten, bewahrten die Menschen unter dem Eindruck ihres päpstlichen Hoffnungsträgers den Glauben an die Einheit von Nation und Kirche.

Natürlich möchte man den Polen ihr Happy End nach Jahrhunderten der Unterdrückung gönnen, die rührenden Erfolge des friedlichen Umsturzes 1989, die bewegenden Reden ihres Papstes, das Gedenken an die Männer und Frauen, die in den immer wieder blutig niedergeschlagenen Freiheitskämpfen ihr Leben verloren haben. Dennoch bleibt die Versuchung zu einem nachdenklichen Kopfschüt-



tein in einer Gesellschaft, deren Selbstwahrnehmung nur Helden und Opfer zu kennen scheint. Viele junge Deutsche, links und weltgewandt, sind sich sicher, mit 200 Jahren Aufklärung im Rücken gesellschaftlich die richtige Lehre aus der Geschichte gezogen zu haben. Doch ist das bei uns weit verbreitete Verneinen oder zumindest Hintanstellen der Nation wirklich die einzige Lösung? In Europa dürfte sie jedenfalls eine Minderheitenmeinung sein, wie schon ein kurzer Blick etwa auf Iren, Schotten oder Ungarn nahe legt. Was den von den 68ern propagierten Umbau der Gesellschaft anbelangt, so erleben auch in Deutschland „traditionelle“ Werte wie die schon vor Jahren totgesagte Familie eine erstaunliche Renaissance. Und denken nicht auch viele, die ihr Kreuz nicht bei der NPD machen, dass alles ein bisschen einfacher wäre, wenn die deutsche Gesellschaft ein bisschen weniger „multikulturell“ wäre? Es ist genau dies das spannende am Austausch mit Gesellschaften, die ein bisschen anders ticken als die eigene, dass man womöglich eigene, lieb gewonnene Einsichten kritisch auf den Prüfstand stellen muss – oder erst recht lieb gewinnt.

### Historischer Dialog mit schwerem Erbe

Was geschieht heute, wenn Deutsche und Polen aufeinandertreffen? Heute begegnet sich eine junge Generation, für die die Schrecken des Zweiten Weltkriegs nur mehr Erzählungen ihrer Großeltern sind. Sie sind dadurch nicht egal, ganz im Gegenteil: Junge Polen fragen deutsche Bekannte oft schon beim ersten Zusammentreffen nach ihrer Meinung zum Weltkrieg. Diese Ereignisse sind somit als Thema sehr gegenwärtig und sorgen mitunter für heftige Kontroversen, sie stellen aber für die Nachgeborenen keine Barriere dar. Persönlich unbelastet, können sie miteinander diskutieren, Freundschaften schließen und für Versöhnung eintreten. Viele Polen entwickeln auch schnell missionarischen Eifer, ihren deutschen Gesprächspartnern unbekannte und verblüffende Zusammenhänge der polnischen Geschichte nahezubringen. Es gibt auch viele Deutsche mit polnischen Wurzeln, die für beide Seiten als Bindeglied fungieren können. In den 80er Jahren flohen tausende Polen – darunter viele Intellektuelle – vor den Repressionen der Kommunisten in westliche Länder, die meisten von ihnen in die Bundesrepublik. Ihre Kinder wuchsen mit einer polnischen und deutschen Identität



auf – und zählen heute zu den am besten integrierten und gebildeten Migranten-  
tengruppen in Deutschland.

Doch während viele Deutsche sich ernsthaft Gedanken machen, ob man denn angesichts der Vergangenheit so einfach nach Polen fahren könne, sind die meisten Polen den Nachbarn aus dem Westen gegenüber sehr aufgeschlossen. Das Bild der Deutschen hat sich in Polen beständig verbessert, sie sind willkommen als Touristen und Investoren, beliebt als ordnungsliebend, unbestechlich und gute Autobauer, von manchen bewundert als Mülltrenner und Umweltvordenker. Es kommt vor, dass alte Menschen ihrem völlig verblüfften deutschen Gegenüber erzählen, wo sie damals zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt wurden und wie gut es ihnen dort auf dem Bauernhof ging. Wenn auch die Deutschen schaffen, einige ihrer alten Vorurteile zu hinterfragen, ist Versöhnung möglicher als viele denken.

Denn dort, wo Begegnung stattfindet, tun sich oft auch unerwartete Brücken auf. Ungeachtet all der Kritik, die ich auf den vorhergehenden Seiten angebracht habe, trete ich nach wie vor uneingeschränkt für den partnerschaftlichen Austausch mit dem östlichen Nachbarn ein. Dabei sollte man sich freilich einiger Unterschiede bewusst sein, auf die man stoßen kann, die aber kein Hindernis sein müssen, sondern Bereicherung sein können. Und auch dort, wo völlig konträre gesellschaftliche Überzeugungen aufeinander treffen, dürfte die Enttäuschung in den seltensten Fällen überwiegen. Einen Besuch in Polen empfehle ich dringend, nicht nur als touristische, sondern als Mentalitäts-Entdeckungsreise. Ein wahrer Kulturschock ist dabei gar nicht so sehr wahrscheinlich, schließlich haben die Polen Straßenbild und Lebensstil zunehmend westlichen Vorbildern angepasst. Dazu wird übrigens auch gezählt, dass immer mehr Bier statt Wodka getrunken wird und in den letzten zehn Jahren die allermeisten Schnurrbärte verschwunden sind. Und wenn man möchte, wird man dort sogar eine Pizza zum Mittagessen bekommen, und die Pizzeria wird wahrscheinlich ziemlich voll sein – mit Polen.

Ein Paradebeispiel für deutsch-polnischen Dialog ist der in Wuppertal geborene Kabarettist und Schauspieler Steffen Möller, einer der beliebtesten Entertainer in ganz Polen, und dort überhaupt der bekannteste und beliebteste Deutsche. Als



trottelliger Kartoffelbauer in der Fernseh-Seifenoper „L wie Liebe“ („*M jak Miłość*“) wurde er berühmt und tourt nun über die ausverkauften Bühnen des Landes und hält den Polen ihre eigenen Probleme und Vorurteile in einer Weise vor die Nase, dass sie Tränen lachen.

Und auf politischer Ebene? Trotz aller Polemik und Missverständnisse haben auch Gesten der Versöhnung ihre Spuren hinterlassen – wie etwa die Ostpolitik Willy Brandts oder die Versöhnungsbriefe der deutschen und polnischen Bischöfe von 1965. Nach Jahren der Provokationen durch die Kaczyński-Brüder und anderer konservativer Politiker, atmete die westliche Welt auf, als 2007 wenigstens im Parlament eine Mehrheit für die gemäßigte Bürgerplattform (PO) von Ministerpräsident Donald Tusk zustande kam (während Lech Kaczyński Präsident blieb). Seither hat sich eine wirklich erstaunlich herzliche Freundschaft zwischen Donald Tusk und Angela Merkel entwickelt, die der legendären Männerfreundschaft Schröder-Chirac in nichts nachsteht. Das politische Klima zwischen den Regierungen ist sehr harmonisch, zahlreiche Organisationen bemühen sich um kulturellen Austausch und wirtschaftliche Zusammenarbeit, 2005/06 wurde gar ein „Deutsch-polnisches Jahr“ ausgerufen. Problematische Fragen zur Geschichte bleiben allerdings ein wunder Punkt, wie die im Frühjahr 2009 abermals geführte Debatte um Vertriebenenpräsidentin Erika Steinbach zeigte. Dabei hat die polnische Volksseele noch mit anderen Nachbarn offene Rechnungen, Ukrainern und Russen etwa, wie Präsident Kaczyńskis unversöhnliche Rede zum Jahrestag des Kriegsbeginns am 1. September 2009 wieder deutlich zeigte. Auch wenn man sich Touristenführungen an nationalen Denkmälern und Erinnerungsorten anhört, vermisst man den nüchtern-rationalen Zugang, den die meisten Deutschen mittlerweile zum Herrmannsdenkmal gefunden haben.

Vielleicht darf man solche Aussagen, die ja auch schnell in deutschen Medien landen, nicht allzu ernst nehmen. Kaczyńskis Tiraden werden erträglicher, wenn man selbst (junge) Polen kennt, bei denen man sich sicher sein kann, dass der gesellschaftliche Wandel hin zu mehr Toleranz und Offenheit längst begonnen hat. In jedem Fall darf man gespannt sein, was im Jahr 2010 geschieht. Dann jährt sich die Schlacht von Grunwald/Tannenberg zum 600. Mal.



### Literatur zum Weiterlesen:

- Jan T. Gross: Fear. Anti-semitism in Poland after Auschwitz. An Essay in historical interpretation, Princeton University Press 2006.
- Brigitte Jäger-Dabek: Polen. Eine Nachbarschaftskunde für Deutsche. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2003.
- Felix Escher, Jürgen Vietig: Deutsche und Polen. Eine Chronik. Begleitbuch zur vierteiligen ARD-Fernsehserie, Berlin 2002.
- Deutsche und Polen 1.9.1939. Abgründe und Hoffnungen. Ausstellungskatalog des Deutschen Historischen Museums, Dresden 2009.
- Steffen Möller: Viva Polonia. Als deutscher Gastarbeiter in Polen, Frankfurt/Main 2008.

Die Bilder zu diesem Artikel befinden sich auf Seite VIII.



## Aufnahmeantrag

Hiermit beantrage ich die Aufnahme in den Verein der Altafraner e. V.

Name: \_\_\_\_\_ Geburtsdatum: \_\_\_\_\_

Straße, Postleitzahl, Wohnort: \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Telefon: \_\_\_\_\_ E-Mail: \_\_\_\_\_

Ich bestätige, dass ich von der Satzung des Vereins Kenntnis habe und erkenne sie an. Ich verpflichte mich, Änderungen meiner Kontaktdaten schriftlich dem Vorstand mitzuteilen.

\_\_\_\_\_

Ort, Datum

\_\_\_\_\_

Unterschrift

### Abbuchungsermächtigung

Ich ermächtige den Verein der Altafraner e. V., den zu entrichtenden Mitgliedsbeitrag von meinem Konto abzubuchen.

Name des Kontoinhabers: \_\_\_\_\_

Kontonummer: \_\_\_\_\_

BLZ: \_\_\_\_\_ Bank: \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Unterschrift des Kontoinhabers

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 40 €/ Jahr, für Studenten und Auszubildende 20 €





## Impressum

sapere aude (Print) ISSN 1867-5581  
sapere aude (Internet) ISSN 1867-559X

### Herausgeber:

Verein der Altafraner e. V.

eingetragen beim Amtsgericht Meißen unter der Vereinsnummer 962.

Kontonummer: 300 006 31 52, Bankleitzahl: 850 550 00, Kreissparkasse Meißen.

[www.verein-der-altafraner.de](http://www.verein-der-altafraner.de)

### Vorstand:

Philipp Augustin (A 2002-2005) (Erster Vorsitzender)

Togostraße 3, 13351 Berlin

Tel.: 0176 78 77 13 23

E-Mail: [p.augustin@verein-der-altafraner.de](mailto:p.augustin@verein-der-altafraner.de)

Friedemann Hüfken (A 2002-2005) (Zweiter Vorsitzender)

Sebastian Dengler (A 2003-2006)

Laura Kaufmann (A 2002-2005)

Gerd Wachsmuth (A 2001-2004) (Kassenführer)

Katharina Schäfer (A 2001-2004) (Schriftführerin)

### Redaktion:

Marie Bauer (A 2002-2005)

Magdalenenstraße 11, 98544 Zella-Mehlis

Tel.: 0151 58 59 02 72

E-Mail: [marie.afra@gmail.com](mailto:marie.afra@gmail.com)

Sabine Mischner (A 2002-2008)

Clemens Poser (A 2001-2007)

Christoph Rother (A 2002-2005)

© Verein der Altafraner e. V. 2009. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingereichte Texte und Leserbriefe redaktionell zu bearbeiten. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Alle Angaben sind ohne Gewähr.